Der

teutsche Sokrates

aus dem Voigtland

in

einzelnen Mittheilungen

an

Alle, denen es um Wahrheit und Recht und
daraus einzig und allein kommendes
Menschenwohl zu thun ist.

Erste Mittheilung.

Die Wahrheit wird Euch frei und glücklich machen.

---

1 8 2 2

Auf Kosten des Verfassers und bei ihm und in den Buchhandlungen zu haben.

Preis, 6 gl. oder 27 Kr.

Ddc 148/773

Der

teutsche Sokrates

aus dem Voigtland

in

einzelnen Mittheilungen

an

Alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu thun ist.

Erste Mittheilung.

Die Wahrheit wird Euch frei und glücklich machen.

---

1 8 2 2

Auf Kosten des Verfassers und bei ihm und in den Buchhandlungen zu haben.

Preis, 6 gl. oder 27 Kr.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Der teutsche Sokrates

aus dem Voigtland

an Alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu thun ist.

In kleinen Mittheilungen.

Die Wahrheit wird Euch frei und glücklich machen.

Unter diesem Titel bin ich gesonnen, mit meinen teutschen Mitbürgern und Zeitgenossen mich dann und wann, vielleicht von Monat zu Monat auf eine gemeinfaßliche und gemeinnützliche Weise zu unterhalten, um zum Wachsthum in allerlei Erkenntniß etwas beizutragen, und da zu helfen, wo am ersten und meisten Hilfe Noth thut. Denn von der rechten Erkenntniß, von der Wahrheit und ihrer Anwendung hängt alle Hilfe und alles Heil ab, um so gewisser, da Gott selbst für die Wahrheit ist, folglich auch für die, welche sie lieben und suchen. Konnte daher Jesus seinen von den harten Römern und von unglücklichen Zeitumständen schwer bedrängten Mitbürgern etwas Besseres zurufen, als: die Wahrheit wird Euch frei machen? Und gewiß, gewiß würden die Juden frei und glücklich geworden seyn, hätten sie ihrem Jesus voll göttlicher Liebe und Wahrheit gehört und Folge geleistet!

Je Mehre an diesen Unterhaltungen und Blättern Theil

Theil nehmen, desto mehr wird dieß alle recht- und gutgesinnten Männer, und insonderheit den teutschen Sokrates erfreuen, und ihm zugleich ein steter Antrieb seyn, die begonnenen Unterhaltungen und Mittheilungen immer lehrreicher und wichtiger zu machen, überhaupt dem vielsagenden Titel möglichst zu entsprechen.

Dann und wann, vielleicht von Monat zu Monat, sage ich, könnte eine Mittheilung, eine Gabe von vier bis fünf Bogen erscheinen, so daß jährlich ein schöner Band zusammen käme, den gewiß jeder Theilnehmer für sich und die Seinigen aufbewahren, und in einsamen Stunden, die jeder Mensch haben, oder sich machen sollte, — immer wieder zur Hand nehmen dürfte.

Daß der Preiß dieser Blätter so gering als möglich seyn, und von der Menge der Theilnehmer abhängen werde, versteht sich von selbst. Denn ich suche nicht das Meine, und habe es, laut meines Lebens und Schicksals und Zustandes nie gesucht, sondern das Beste des teutschen Vaterlandes und des Menschengeschlechts.

Jeder, der es gut mit sich selbst und mit dem Vaterland meint, Jeder, der nicht wider seinen und den wahren Nutzen und Zweck der bürgerlichen Gesellschaft ist, wird diese Ankündigung des teutschen Sokrates, wenigstens im Wesentlichen, verbreiten und das auf die gegenwärtige Welt und Zeit und deren dringende Bedürfnisse begründete Vorhaben mit befördern helfen. — Wer wollte auch in unserer Zeit außer der Zeit müßig stehen, und an dem regen Leben und Streben der Völker zum Bessern nicht Antheil nehmen? Wer wollte gleichgültig, kalt, unthätig bleiben, wenn um uns herum immer

mehr Bewegung und Kraft und von den Regierungen begünstigte Strebsamkeit auf der Bahn zu unser aller Ziel sich entwickelt? Wer wollte, wenn er kann, zu dem gemeinsamen Heil und Frieden nicht mitwirken? — Hoch ist die Zeit! — Groß zeigt sich Gott in der Natur! — Wunderbar ist Gottes Regierung in der Zeit! — Erhaben hält Gott Gericht in der Weltgeschichte! — Gott sei die Ehre! Ist nicht alles, was er thut und geschehen läßt, dem Ganzen, und durch das Ganze auch dem Einzelnen und dessen ewigen Zweck angemessen und erspieslich?

Zur Theilnahme *an den Unterhaltungen* und Blättern des *teutschen* Sokrates kann man sich bei ihm selbst, oder auch in jeder Buchhandlung, wo man dieses erste Stück erhält, melden, mit der Bitte, es der die Stücke versendenden Buchhandlung anzuzeigen. Jede Mittheilung kostet etwa 6 gr. und ihre Erscheinung ist an keine gewisse Zeit gebunden, jedoch darf man annehmen, daß jährlich acht bis zwölf Stücke herausgegeben werden. Indessen verlange ich, bis die Sache in Gang und Ordnung gekommen ist, keine Vorausbezahlung, und man kann *den* Betrag der Stücke des ersten Jahrs einzeln entrichten, so daß Niemand sich gehalten sieht, auch nur das zweite Stück zu kaufen, wenn ihm das vorliegende erste nicht gefällt.

Der Verfasser, der dreißig Jahre gelernt und geforscht und gedacht hat, will seinen geistigen Schatz, den er mittels dieser langen wissenschaftlichen Thätigkeit und des ihm von Gott verliehenen Pfundes gewonnen hat, nicht in der Erde vergraben, sondern zum Nutzen der Mitbürger und Zeitgenossen verwenden, zumahl da er wegen der Freimüthigkeit der herausgegebenen

Schriften nicht so glücklich war, ein Amt zu erlangen. Und nicht bloß ohne Amt und ohne die Beachtung, die gewöhnlich gelehrten Männern zu Theil wird, ist der Verfasser geblieben, sondern auch sehr angefeindet und verläumdet und verfolgt worden. Deßwegen wird man sicher dem teutschen Sokrates auf alle Art und Weise heimlich entgegen arbeiten, und ihm gleich anfangs in den Weg zu treten suchen, damit seine Mittheilungen und Wahrheiten — und er selbst mit den bisher erlittenen Schicksalen nicht zu viele Aufmerksamkeit erregen. —

Aber laßt uns auch bei Widersprüchen und Hindernissen entschlossen nach dem Wahren und Rechten, nach dem, was wir als Staatsbürger und für die Ewigkeit bestimmte Wesen, zu wissen und zu thun haben, trachten, und so unser zeitliches und künftiges Wohl sicher stellen! Denn selbst die üppigste Sinnlichkeit und die höchste Klugheit sind nichtig und nichts, und führen bloß zu einer verfeinerten Thierheit und zu Erscheinungen wie sie leider! so häufig und immer häufiger eintreten.

Uebrigens offenbart sich aus dem allen, und aus der ganzen ersten Mittheilung, daß der teutsche Sokrates nicht weniger, als der alte griechische, ernst ist, und daß er's wirklich auf Wahrheit und Recht anlegt, und daß er in der That strebt, durch lichthelle Verkündigung zeitgemäßer Heilslehren und deren Einführung in das wirkliche Wesen und Leben zur Befreiung und Beglückung der Menschen beizutragen. Denn ihm ist es längst entschieden: Daß man das Wahre und Rechte thut, wenn man es gewiß weiß, und es nicht gewiß weiß, und nicht davon überzeugt ist, wenn man es zu thun unterläßt, wenn man

nicht wahr und recht und gut lebt und handelt. Was könnte, was kann das b l o ß e Wissen, oder eigentlich nur das bloße Glauben helfen? So wenig, als bloße Andachtsübungen ohne gründliche Tugenden. — Sollte der teutsche Sokrates nicht das alles einsehen, und nicht wissen, was an der Zeit ist, und was die Welt zu ihrem Heil und Frieden bedarf? —

Möge daher diese und jede folgende Gabe den Lesern recht willkommen und angenehm seyn. — Möge aber auch der teutsche Sokrates mehr Ruhe und Ungestörtheit, mehr Schutz und Sicherheit erlangen, um zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft und der Welt recht wirksam und nützlich seyn zu können! — Mögen die *wenn nicht erkünstelten* doch sonderbaren und unnöthigen Handel, die dem Verfasser aus seinen Ehe- und Familienverhältnissen entsprungen sind, und ihm mehrmals Erstaunen erregt haben, nach so langer Dauer ein Ende nehmen! *) — Mögen

*) Wollte der Verfasser diese Händel weiter berühren, so würde man ebenfalls erstaunen, daß aus so einfachen und klaren und doch *dazu urkund*lichen Dingen Händel, vieljährige Gerichtshändel und Beunruhigungen *entstehen* konnten. — Doch wenn man sich an den Klagen vergreift, und sie verdreht, — und nun darauf los klag- und sachwidrig urtheilt, — und dadurch Einwendungen und Beschwerden stiftet, — dann läßt sich freilich die einfachste Klagsache in einen weitläuftigen Rechtshandel und Rechtskram verschmieden. — — Aber ist dieß *nicht* äußerst strafbar, da es alle Sicherheit des Rechts und des Eigenthums und der Person gefährdet? Wer, wie konnte ich das von V . . . ., oder von dem O. L. G. zu N . . . denken! —

diese abscheulichen Händel und Beunruhigungen nebst allen andern Verfolgungen und Ungerechtigkeiten, die ich auf der schriftstellerischen Laufbahn bisher im reichlichen und überschwänglichen Maß erlitten habe, nunmehr, wie es, Gott sey Dank! scheint, ein Ende nehmen, damit mein sehr hartes Schicksal nicht je länger je allgemeiner auffällt, und Teutschland in den Augen und in dem Urtheil der Vernünftigen und des Auslandes und der ganzen Nachwelt nicht zur Schande gereicht! — Zur Ehre und zum Nutzen und zum Segen des teutschen Vaterlandes will ich leben, und soll ich leben und wirken. Und dazu helfe mir Gott! — Aber ohne daß man sich in hinlänglicher Anzahl auf den teutschen Sokrates unterzeichnet und die Unterzeichnungen mir zusendet und zusenden läßt, oder, daß eine gute Buchhandlung den teutschen Sokrates in Verlag nimmt, kann ich nichts thun, und nichts versprechen.

Im Januar 1822.

J. G. Heynig
der Philosophie oder Grundwissenschaft Gelehrter,
wohnhaft zu Plauen im Voigtland,
seiner Vaterstadt.

Sokrates.

Daß in Athen und anderwärts die Wissenschaft der Wahrheit und der Tugend, die **Weisheit** allgemeine Achtung sich erwarb, daß sie in neuer und schönerer Gestalt auftrat, und daß sie in ihre eigenthümlichen Rechte als Menschenlehrerin und Menschenbilderin vor den Augen der Nazionen eingesetzt wurde, das verdankte die Welt dem weisesten und erhabensten aller Griechen, dem unsterblichen **Sokrates**. War er es nicht, der die Denkkünstelei, die Afterweisheit seiner Zeiten in wahre Weisheit, in die Wissenschaft dessen umschuf, was den Menschen am meisten Noth thut, und ihr gegenwärtiges und künftiges Glück bildet?

Als der Sohn nichtvornehmer Aeltern wurde Sokrates vom Vater zum Nachfolger in seiner Kunst, der Bildhauerei bestimmt. Allein des Sokrates hehrer Geist trieb ihn zu einer höhern und edlern Bildekunst, zur Bildung seiner selbst und Anderer: seiner selbst durch alle

mögliche Mittel und Wege, durch Hören berühmter Männer, durch Lesen der vorzüglichsten Schriften, durch Beobachten des menschlichen Lebens und Treibens, durch eine mannigfaltige und große Erfahrung, und hauptsächlich durch tiefes und langes Nachdenken und Erheben vom Besondern zu allgemeinen Begriffen und Sätzen, und durch richtiges Folgern zu den wichtigsten Vernunftschlüssen und Vernunfterkenntnissen. So bildete Sokrates erst seinen Geist auf das sorgfältigste, und befliß sich dann je länger je mehr der Bildung Anderer; und wenn er Andern durch die ihm eigene Geschicklichkeit, durch die bekannte sokratische Lehr- und Fragweise Gelegenheit gab, ihre Gedanken aus sich selbst zn entwickeln, und an den Tag zu legen, sagte er: „Ich, der Sohn einer Hebamme, leiste den Geistern Geburtshilfe."

Ueberzeugt, das wichtigste Geschäfft des Menschen sey, recht und gut leben zu lernen, verließ Sokrates die neugierigen Untersuchungen der Denkkünstler, der Weislinge seines Jahrhunderts, und legte sich, um allen nützlich zu seyn, gänzlich auf die Sittenlehre. Er ließ sie, wie Cicero sagt, vom Himmel herabsteigen, um sie auf der Erde wohnen zu lassen, und lehrte den Menschen alle die Pflichten beobachten, welche die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, der Heldenmuth vorschreiben. Ein vornehmer Athenienser dankte daher dem Himmel, daß er zu den Zeiten des Sokrates geboren wäre, um ihn hören zu können, und besser zu werden.

Sokrates trug unter vielen andern z. B. folgende Lehren und Wahrheiten vor:

Je mäßiger man ist, desto mehr nähert man sich

dem Zustand der Götter, welche gar nichts nöthig haben.

In großem Glück bescheiden und tugendhaft zu seyn, ist eben so schwer, als auf dem Eis zu gehen.

Man wird die Freundschaft eines Mannes erhalten, wenn man an sich die Eigenschaften verbessert, die er hochschätzt.

Man muß einem zu harten Vater eben den Gehorsam beweisen, den man gegen ein zu hartes Gesetz hat.

Die Weisheit ist die Gesundheit der Seele.

Der, welcher zuerst das Nützliche vom Gerechten schied, *war ein abscheulicher Mensch*.

Das glückselige und ruhige Leben ist bei dem, der sich ohne Scham untersuchen kann; nichts beunruhigt ihn, weil er sich kein Verbrechen vorzuwerfen hat.

Sokrates nannte den geizig, der durch niedrige Mittel Geld zusammenscharrt, und der keinen Dürftigen zum Freund haben will.

Zu der Zeit, da die dreißig Tyrannen in Athen viele Mordthaten begingen, sagte Sokrates zu einem seiner Freunde: Laß uns froh seyn, daß wir nicht, wie die Großen, Gelegenheit zu Trauerspielen geben.

Sokrates hatte sich bloß durch die Wirkung seines herrlichen Geistes zur Erkenntniß eines einigen Gottes emporgeschwungen. Er sagte zu seinen Schülern: Wenn Gott seine Natur vor unserm Verstand verbirgt, so hat er doch, daß er ist, und daß er Weisheit und Macht und Güte besitzt, in seinen Werken offenbart. Er ist der Urheber der Welt, und die Welt ist der Inbegriff alles dessen, was

gut und schön ist. So trefflich und ausgezeichnet lehrte Sokrates!

Alle Kenntniß bezog dieser musterhafte Weltlehrer auf die Kunst, alles Wissen auf das Thun, und alles Thun auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und übernahm die schwere Pflicht, nichts zu lehren, was nicht eigenes Leben bestätigte. Um so mehr hoffte er, seine Nebenbürger zu rechtschaffenen Männern und würdigen Mitgliedern eines freien Staates zu machen, und Tugend und Glückseligkeit nach allen Kräften zu verbreiten. Dabei prüfte Sokrates, er, den das Orakel für den Weisesten erklärt hatte, die Kenntnisse seiner Zeitgenossen, besonders der prahlerischen Viel- und Alleswisser zu Athen, und zeigte ihnen häufig ihre leeren Einbildungen, ja, er brachte sie durch seine kunstlosen Fragen und Unterredungen bis zu den abgeschmacktesten Folgerungen, und von da entweder zum Selbstwiderspruch, oder zum Stillschweigen. — Ueberhaupt kehrte sich Sokrates bei jeder Gelegenheit gegen die herrschenden Vorurtheile, Irrthümer, Laster; selbst die elenden Maßregeln derer, die am Ruder des Staats saßen, deckte er freimüthig auf, und strebte Alle und Alles zum Wahren und Rechten und Gemeinnützigen zu lenken.

Indem auf solche Art Sokrates, über das Gewöhnliche erhaben, auch seine Mitbürger über das Gewöhnliche erheben, und mehr veredeln wollte, brachte er Alle, die am Gewöhnlichen hingen, und deren Eigennutz und Sinnlichkeit mit dem Gewöhnlichen und dessen Fortbestand verkettet waren, gegen sich auf; und ein fast allgemeiner Haß der obern Volksstände war der Dank, war der Lohn für seine menschenfreundlichen Bemühungen, zu unterrichten,

zu bessern, zu heilen, zu helfen, durch die Wahrheit und Tugend frei und glücklich zu machen. — Nur der große Haufe, den Eigennutz nicht hinderte, wahre Tugend zu sehen, und zu verehren, der das Große *in* dem Ziel aller Handlungen des Sokrates fühlte, nur dieser vornehmlich verehrte in ihm Weisheit und Tugend.

Um den Sokrates auch dieser Hochachtung und Stüze zu berauben, und seine Anhänger umzustimmen, bewirkten des weisen Mannes mächtige Feinde, daß Aristophanes ihn auf der Schaubühne dem ganzen Volk zum Gelächter aufstellte. Da ohne unverschämte Erdichtungen dieß nicht thunlich war, *so füllte* Aristophanes sein Stück, *die Wolken betitelt*, mit den albernsten Unwahrheiten, *ließ ihn* als Erfinder einer kindischen Naturlehre erscheinen, und war außerdem boshaft genug, manches von neuen Gottheiten einfließen zu lassen, und ihn als Götterläugner und Verächter des hergebrachten Glaubens in Haß zu bringen. Sokrates war bei der Aufführung des Schauspiels selbst zugegen, und als ein Fremder sich nach dem seltsamen Mann erkundigte, der gespielt wurde, stand er auf, und blieb die ganze Vorstellung hindurch stehen. Erhabener läßt *sich keine* Widerlegung grober Verläumdungen denken; und in der *That machte dieser* erste Angriff, dieses Bubenstück keinen großen Eindruck auf die Gemüther des Volks.

Aergerlich darüber, gleich der Xantippe, daß sie weder den Sokrates, noch das Volk aufbringen konnten, und *lei*denschaftlich entschlossen, den Tugendhelden zu *stürzen*, schritten die Bösewichter zu wirksamern Angriffen, und klagten den göttlichen Sokrates bei dem zweiten Archon, der

den Namen König führte, als einen Götterläugner (Atheisten) an, und gaben vor, er suche die alte im Staat eingeführte Religion zu untergraben, um seine neuen Lehren auf die Ruinen derselben zu gründen. Sokrates wurde vor Gericht gefordert. Er aber, der überall und in allen Stücken ein Weiser war und blieb, und den Tod nicht als ein Uebel ansahe, suchte die Richter nicht durch seine nachdrückliche Beredsamkeit, oder gar durch gewöhnliche Rednerkünste zu gewinnen, sondern trug ihnen nur die wahre Beschaffenheit der Sache ganz deutlich und einfältig vor. Was sollte aber die Wahrheit über vorher eingenommene Gemüther vermögen? Er wurde als ein Missethäter verdammt, und verurtheilt, den Giftbecher zu trinken. — Als seine Frau ihm mit Thränen die Nachricht brachte, daß er von den Atheniensern zum Tod verurtheilt wäre, gab er ihr zur Antwort: „Und sie sind von der Natur dazu verurtheilt." — Aber sie haben dich unschuldig verdammt, fuhr die Frau fort. „Wolltest du denn, daß ich es verdient hätte?" setzte Sokrates hinzu.

Sokrates starb, wie er gelebt hatte, und sein Tod und sein Leben waren aus einem Stück, waren ein schönes Ganzes. Er gehörte unter die Wenigen, welche die einmahl übernommene Rolle, trotz allen Hindernissen und Gefahren, gut und unerschüttert hinausgespielt, und dem Menschengeschlecht und dem Himmel Ehre gemacht haben. Gleich der göttlichen Sonne, wenn sie ihren Tageslauf vollendet, und Allen, meist unerkannt, Gutes gethan hat, still und majestätisch am abendlichen Himmel schwindet, — so, so glänzend und erhaben endete Sokrates nach wohlvollbrachtem Tagewerk, und ging ein zum süßen Schlum-

mer, und aus ihm in eine vollkommnere Welt des ewigen Vaters. — Seine vielen, als Selbstdenker bekannten Schüler, vor allen aber Plato und Xenophon behielten einen großen Theil der Lehren und Sätze ihres unvergleichlichen Meisters auf, und verbreiteten und vermehrten und sicherten dadurch dessen Ruhm; und noch immer gedenkt man in aller Welt auf's ehrenvollste des Sokrates, und wird des Weisen von Athen bis an das Ende der Tage mit unverminderter Hochachtung gedenken.

Die Ankläger und Mörder des Sokrates dagegen — wie schrecklich und höllisch klingt dieß! Die Mörder des mit Liebe zu den Menschen, des mit Eifer für Menschenwohl-erfüllten Sokrates, die Mörder dieses Gottmenschen, — wessen Herz empört sich nicht dabei! Und wer flucht nicht noch den Verfolgern und Mördern des Sokrates! Doch auch die Athenienser erkannten schnell ihr großes Unrecht, und ergrimmt über die ewige Schande, die sie sich durch die Hinrichtung des größten Griechischen Weisen und Lehrers bei der ganzen Welt und Nachwelt zugezogen hatten, ergrimmt deshalb fielen sie auf die Ankläger des Sokrates, und ließen sie ohne Weiteres, ohne alles gerichtliche Verfahren zur Todesstrafe führen und mit verdienter Schmach aus der Welt stoßen. — Hätte es das von den tückischen Pharisäern gegen Jesum aufgereitzte Jüdische Volk nicht eben so machen, hätte es die Widersacher und Mörder des hocherhabenen Weisen von Nazareth nicht aus seiner Mitte reißen, und sie des von ihnen schrecklichst gemißbrauchten Lebens berauben sollen? — Wehe denen, die Wahrheit und Recht und ihre von Gott berufenen Beförderer nicht leiden wollen, und dadurch Fluch und

Unglück über ganze Völker und Länder bringen! Das göttliche Gericht kommt, und bleibt nie über seine Zeit außen! Offenbart dieß nicht die ganze Geschichte? Und wer erschließt es nicht auch aus der Gerechtigkeit Gottes?

Teutsch oder Deutsch?

Lieber harte Teutsche, als weiche Deutsche, zumahl stolzen Mitvölkern gegenüber, die uns thun, die uns z. B. in unserm Handelsverein- und Verkehr beeinträchtigen, was wir *ihnen doch nicht thun sollen!* In dieser und in Betrachtung *unserer* ganzen Weltlage und Geschichte — lieber das Männliche, Starke, Nachdrückliche, als das Weiche und Schwache und Kleinlaute! — Doch wozu das? —

Die alten Teutschen mögen sich vorzugsweise das Volk, nach Thiod, — oder, was wahrscheinlicher und der Geschichte gemäßer ist, nach einem und ihrem Stammvater, Tuist, Tuisk, — genannt haben, in jedem Fall ist von ihnen nicht Deutsch, sondern Teutsch gesprochen worden. Demnach mußten sich die Teutschen auch die Teutschen schreiben, hätten sie ihren Namen gleich anfangs eben so gut schriftlich als mündlich darthun können. Und wirklich haben die Teutschen, als die Schreibkunst mit einiger Sprachkenntniß unter ihnen gedieh, ihren Namen meist so geschrieben, wie sie ihn sprachen. Ich meine die Ober- und Hochteutschen, und muß sie meinen, weil ihre Sprache, vornehmlich seit der durch den großen Luther heldenkühn begonnenen christlichen Lehr- und Kirchenverbesserung, zur Schrift- und höhern Gesellschaftssprache geworden ist, und

weil es lächerlich wäre, bloß in Betreff der Sprechung und Schreibung des Namens der Teutschen eine Ausnahme zu machen, und ihn Nieder- oder Plattdeutsch zu geben. Gleichwohl scheint man es so halten, und sich Deutsche nennen und schreiben zu wollen.

Es klingt jedoch gar nicht recht Teutsch, und man hört gar nicht recht Teutsch, und man sieht gar nicht recht für Teutsch an, falls man Deutsch spricht und schreibt; ja, ein Deutscher erscheint gar nicht recht als ein voller und ganzer Mann, indem er sich einen Deutschen heißt. Man meint, ein Deutscher habe nicht das Herz, seinen Namen recht auszusprechen, und wolle, z. B. in Gegenwart stolzer Ausländer nicht ordentlich auftreten, sondern sich kleinlaut und schüchtern anschmiegen. — Damit werden, damit würden die Deutschen bei unserer Welt und Zeit und Zukunft — wahrlich! nicht weit kommen, und neben unsern Nachbarn schlecht bestehen, als welche sich und ihren Namen und ihr Wesen nicht stark und nachdrücklich genug aussprechen können. — Sei dem, wie ihm wolle, und werde! — — — Das volle, starke, nachdrückliche, männliche Teutsch ist und bleibt, wie richtiger, so auch besser und anständiger. — Und wer will nicht lieber, daß man unsern stolzen Nachbarn, so oft es die Gelegenheit gibt, zurufe: Wir sind Teutsche, teutsche Männer, — als: Wir sind Deutsche, deutsche Leute, oder gar deutsche Leutlein? — Haben wir Teutschen, bei Erwägung unsers ganzen neuern und neusten Schicksals, — nicht tausend Ursachen, uns kräftig, derb, herzhaft, gegen andere große europäische Mitvölker auszusprechen, um vor aller ihrer Nachdrücklichkeit im Erklären und Verfahren, oder auch geschäfftiger Mitwirkung bei unsern Dingen — nicht zu kurz —,

und insonderheit nicht vor der, oft sogar öffentlich belobten Theilnahme Englands, die es dem teutschen innern und innersten Handel beweißt, und zu beweisen immer ärger fortfährt, — nicht endlich selbst in den Verkehr zu kommen, und zu einem Gegenstand des Großhandels zu werden? — — Wollen wir dieß etwa? Wollen wir diese Theilnahme und Zu- und Eindringlichkeit und fremde Geschäfftigkeit in Teutschland, dadurch, daß wir uns nur auf eine weiche, mattherzige, schwache, schüchterne, oder meinethalben auch feine Weise die Deutschen heißen, befördern, und gar nach und nach unsere Entdeutschung bewirken? Wollen wir den *kernhaften Namen* der Teutschen und Teutsch*landes immer leichter*, geringer, sanfter machen, und am Ende noch die Deudsen sagen und schreiben, und uns so dem vortretenden Ausland und seiner nachbarlichen Beihilfe und Obsorge besser zu empfehlen? — Ihr alten kräftigen, tüchtigen Teutschen, die ihr allen euern Nachbarn Achtung und Furcht einflößtet, was möchtet ihr bei der neuern, zartlautenden Aussprache eures starken Namens —, und bei den Deutschen und Deudsen fühlen! Und was davon erhoffen! — —

Aus natürlichen und geschichtlichen und vernünftigen und selbst klugen — *Ursachen bin* und stimme ich daher: daß wir uns Teutsche nennen und schreiben, und daß wir uns fortan sammt und sonders recht teutsch aussprechen und ankündigen. Oder wollen wir nie aufhören, das widrige, ja, das schmähliche Zeichen der Uneinigkeit und der darunter verrätherisch enthaltenen Schwäche an unserm Namen, und gleichsam an unserer Stirne aller Welt zur Schau zu tragen? — Schließ' ich, oder gehe ich weiter, und erkläre die, welche zu dieser vernünftigen und höchst rathsamen Einigkeit in der

Darstellung unsers Namens nicht mitwirken, welche, um nicht harte und derbe Teutsche zu seyn, oder zu scheinen, sich doch lieber als weiche, süße, lispelnde Deutsche und Deudse zeigen wollen, erkläre ich sie für gar keine rechten und ganzen Teutschen? — Sprechen sich diese Leute so aus, wie sie sich schreiben, die Deutschen, die Deudsen, ist da nicht an ihrer rechten und völligen Teutschheit, wenigstens an dem rechten und ganzen Eindruck, den sie z. B. auf ihre Nachbarn, besonders auf die harten und alles überwuchernden Engländer machen, zu zweifeln? — Schreiben sich diese Leute aber nur weich und weichtönig, und sprechen sich sonst Teutsch aus, was soll das seyn und bedeuten? Muß man nicht alles, und vorzüglich den Volksnamen, den so alten, berühmten teutschen Namen schreiben, wie man es, wie man ihn spricht? —

So will ich denn entschlossen teutsch sprechen, und einen teutschen Sokrates schreiben, — und möglichst trachten, daß alle Teutschen sich, ihrer wackern und in ganz Europa gewaltigen Altvordern werth und würdig, teutsch geben und darstellen, und dadurch zugleich die Achtung und Rücksicht und Vorsicht der Nachbarn je länger je mehr verdienen. Sind wir nicht mehr halb Deutsche, und halb Teutsche, sondern lauter Teutsche, teutsche Männer — dann wird es uns gelingen! Noch hat unter der Sonne das Rechte die rechten Folgen, und wird sie haben in Ewigkeit.

Die teutsche Vernunft.

Uns Teutschen geht es in Betreff der Vernunft sonderbar. — Wir haben kein Wort, den rechten Gebrauch der *Vernunft auszudrücken, und* doch ein sehr geläufiges *Wort*, den Mißbrauch der Vernunft zu bezeichnen, nehmlich vernünfteln. Wie geht doch das zu? Haben wir die Sache nicht, gebricht es uns am rechten Gebrauch der Vernunft? Können wir; oder sollen, und dürfen wir gar die Vernunft nicht recht gebrauchen? Gleichwohl hört man häufig, und hörte man sonst noch häufiger die Worte: vernünftelt nicht, deräsonnirt *nicht*, oder —, läßt das nicht auf einen rechten Gebrauch der Vernunft schließen?

W —. Man hat aber nicht — deräsonnirt nicht, sondern räsonnirt *nicht*, gesagt, und die Beamten aller Art fuhren gleich, wenn man gegen *ihre* Beschlüsse, Forderungen, Befehle etwas einzuwenden *hatte*, fuhren dann gleich trotzig mit dem Ausdruck heraus: räsonnirt nicht. Und beim Wehrstand blieb es oft nicht einmahl bei dem: räsonnirt nicht, — sondern es wurde auch das Räsonniren hart bestraft.

H —. Wenn dem so ist, oder doch sonst so war, was bedarf es da weiter des Kopfbrechens, um sich die auffallende Erscheinung zu erklären, daß wir Teutschen noch

kein Wort für den rechten Gebrauch der Vernunft haben?

W —. Wie so? Die Sache ist mir darum noch nicht klar, aber an ihrer Aufklärung, wie überhaupt an der Erhellung jeder Dunkelheit, viel gelegen. Wie erklären Sie also die Sache?

H —. Räsonniren heißt doch wohl, wie alle Franzosen und alle Teutschen, die Französisch verstehen, wissen, die Vernunft recht gebrauchen, heißt vernünftig reden, oder auch vernünftig widerreden. Wenn es nun im Soldaten- und im übrigen Bürgerstand bei Gegenvorstellungen immer hieß, räsonnirt nicht; auch oft Ungnade und Strafe auf das Räsonniren folgte, — wenn und da also das Räsonniren ziemlich verboten war, woher sollte der Muth und der Sinn zu räsonniren kommen? Und wie konnte man ohne die Sache, wenigstens ohne alle Begünstigung der Sache Lust haben, weiter in sie einzugehen, und sie mit einem besondern Namen zu bezeichnen?

W —. Das läßt sich hören; setzt jedoch nichts Rechtes voraus.

H —. Es setzt voraus, daß die Teutschen entweder den rechten und unrechten Gebrauch der Vernunft nicht gehörig gekannt und unterschieden; oder nicht gehörig zur Sprache gebracht, und den rechten Vernunftgebrauch muthig vertheidigt haben, daß folglich ihre Beamten leicht bei jeder Gelegenheit und bei jedem Widerspruch schreien konnten, räsonnirt nicht.

W —. Wenn aber die Beamten der Teutschen, wenigstens zum Theil, den Unterschied zwischen räsonniren und deräsonniren zwar gekannt, aber nur nicht darauf Rücksicht genommen, und weder das eine noch das andere ge-

litten hätten, um in allen Sachen leicht und sonder Bedenken durch- und abzukommen, was setzte denn das voraus?

H —. Noch weniger Rechtes; und daß die teutschen Amtleute, wenn nicht den rechten Gebrauch der Vernunft, doch die Berücksichtigung und gleichsam Genehmigung des rechten Vernunftgebrauchs so lange als möglich verschoben hätten.

W —. Ist denn der Vernunftgebrauch so lästig und ärgerlich? Schadet er den Beamten, und ihren Geschäften?

H —. *Das wohl nicht; nur* Wahrheiten, und oft *reine und gründliche* Wahrheiten sagt die Vernunft; und Wahrheit ist ein bitteres Kraut, das, wenn man's einnehmen muß, oft starkes Herzweh verursacht. Doch das schadet nichts. Es hilft im Gegentheil der Wahrheit, und macht gesund und frei und glücklich. — Man wird sich schon bei weiterer Einsicht in die Sache mehr an den Gebrauch der Vernunft und an das sonst ganz verhaßte Räsonniren oder Vernunften gewöhnen, und um so schneller, da die teutschen Staaten, die nördlichen, wie die südlichen, neue und bessere *und gleichsam* bürgerlichere Verfassungen erhalten sollen.

W —. Das ist wahr, und wird fortwährend in allen Zeitungen geschrieben. Aber was in der Welt haben denn die teutschen Verfassungen mit dem teutschen Vernunftgebrauch und dessen Geläufigkeit zu schaffen? Wie hängen diese zwei Dinge mit einander zusammen?

H —. Das soll ich Ihnen doch wohl nicht auch erklären?

W —. Und warum nicht? Die Regel: alles, was

ich nicht, oder nicht recht verstehe, mir erklären zu lassen, und falls dieß nicht angeht, durch denken und forschen mir selbst zu erklären, ermuthigt und ermächtigt mich zu meinen Fragen, die Sie doch nun einmahl nicht füglich vorbei gehen können.

H —. Die neuen Verfassungen erfordern Volksvertretungen und Volksversammlungen, wo der Zustand des Staats bis auf den Grund eingesehen und berathen und verbessert werden soll, um den nichtzufriedenen Menschen eine fröhlichere Zeit und Aussicht in die Zukunft zu eröffnen, gehört denn aber dazu nicht der rechte und volle Gebrauch der Vernunft? Muß, mit einem Wort, da nicht recht eigentlich und nicht recht trefflich räsonnirt werden? Und muß dieß nicht auf der einen Seite eine Geübtheit und Geschicklichkeit im Gebrauch der Vernunft, und auf der andern Seite eine Gewöhnung an den Vernunftgebrauch zur glücklichen Folge haben?

W —. Man kann sichs nicht anders vorstellen, und ich freue mich, hierin noch einen Grund mehr für die baldige Einführung neuer Verfassungen in ganz Teutschland zu finden. Nur sollten die Volksvertreter der Teutschen in ihren Versammlungen nicht, wie in Frankreich, räsonniren, sondern —

H —. Sie wollen sagen, nicht deräsonniren —

W —. Nein, nicht räsonniren —

H —. Ha, ha, nicht räsonniren, sondern vernunften, vernünften, vernünftigen, vernunftworten, vernunftreden, rechtreden —

W —. Ja, das wollte ich sagen, aber ich wußte kein schickliches teutsches Wort, um das Französische räsonniren auszudrücken,

zudrücken; und ich weiß auch nicht, ob Ihre Wörter die schicklichen und rechten sind.

H —. Wenn sie nur besser und mehr werth sind, als das Französische Wort räsonniren. Denn wenn wir uns dieses Wortes länger bedienen, so werden die stolzen Franzosen endlich meinen, daß wir armen Teutschen gar nicht selbst und aus eigenem Kopf räsonniren, gar nicht denken, vernünftig denken, vernünften, vernünftigen, rechtreden können, — sondern Wort und Sache von *ihnen* borgen müssen. Mit nichten! — Wir haben wohl die Sache, und wohl so gut, als die Franzosen, aber nur das *rechte Wort, das rechte* Treffwort fehlt uns noch zum *Unglück*. —

W —. Vielleicht gefällt den Teutschen eines oder das andere von den Wörtern, die Sie eben angegeben haben. Wenigstens wäre es gut, gut die Sache und den Unterschied, oder das Gegentheil der Sache zu verstehen, wenn man z. B. sagte: Die teutschen Volksvertreter sollen vernünften, aber nicht vernünfteln, sollen rechtreden, aber nicht afterreden, nicht unreden, nicht falschreden — — —

H—. Am besten wäre es, wenn in den teutschen Ständeversammlungen die Sache selbst zur Sprache käme, und eines der hier angeführten Wörter, oder ein anderes teutsches Wort statt des Französischen Räsonniren, angenommen, und allgemein eingeführt würde. Da ein vernünftiger Mensch, als solcher, vernünftig reden, sprechen, urtheilen soll, so könnte man auch kurzweg räsonniren durch reden, sprechen rc. ausdrücken, deräsonniren aber durch das Gegentheil von reden und sprechen, durch schwatzen, mißreden, mißsprechen, kosen, schnattern rc. Mag die Zeit bald kommen, wo sprechen, reden und rechtreden als einerlei

gilt, und wo nur die reden und sprechen und schreiben, welche recht reden, und öffentlich zu reden haben!

Warum sollen wir uns denn ewig mit fremden Wörtern schleppen, wenn wir die dadurch ausgedrückten Sachen haben, und verstehen und teutsch geben können? Ueberhaupt sollen die teutschen Volksvorsteher ein wenig auf die Ehre und die Fortbildung der vaterländischen Sprache mit sehen, dadurch, daß sie sich's vorsätzlich angelegen seyn lassen, alles teutsch zu geben, alles zu verteutschen, alle fremden Ausdrücke und Schlupfwörter — treu zu dollmetschen, und klar und deutlich und bestimmt ihre Sachen vorzutragen, damit es jeder Teutsche Bürger verstehen, fassen und beurtheilen könne. — Es scheint auch, daß dies die meisten Volksvertreter gern wollen, und daß ihnen das schnöde Spiel des Versteckens hinter fremde Wörter höchst mißfällt, daß sie es aber nur noch nicht recht in der Gewalt haben, alles zu verteutschen und jenem Listspiel ein Ende zu machen.

W —. Das fortwährende Hemmen und Untersagen des Räsonnirens, des Vernunftgebrauchs mag wohl meist an dieser Unkundigkeit, an dieser noch nicht genug gediehenen Vernunftentwickelung und Vernunftfertigkeit und Vernunftherrschaft in Teutschland Schuld seyn. Aber wenn nur die allgemeinen und besondern Zeitmahnungen zur Verbesserung unserer Staaten so kräftig fortgehen und neue Verfassungen hervorbringen, neue Verfassungen mit tüchtigen Volsvertretern, welche denen, die sie gesandt haben und sich selbst gehörig entsprechen, — dann wird sich's, wie ich neben Ihnen glaube, mit der Vernunft und dem Vernunftgebrauch und dem freimüthigen Verdollmetschen der femden Plagewörter bald anders und tröstlicher anlassen. —

H—. D u g ö t t l i c h e V e r n u n f t! man mag dich noch nicht überall haben und leiden, und auch da, wo du durch glückliche Zeitumstände eingetreten bist, möchte man Dich wenigstens gern stumm wissen, und stumm machen, oder lieber wieder entfernen, wenn es gleich bis in den dritten Himmel wäre, damit Du weit über und von uns a l s e i n h i m m l i s c h e s W e s e n thronetest, und auf Erden bloß und lediglich mit dem Mund verehrt und genannt würdest! — Man hält sich am liebsten an die Sinnlichkeit und an den sinnlichen und sinnlich rechnenden Verstand und an die *daraus entstandene feine Haus- und Staatsklugheit.* Aber diese falschen Götter sammt allen ihren Künsteleien und Zaubereien können uns nicht helfen, können uns aus den großen Nöthen, die uns, und zwar in Folge des Nichtgebrauchens und Verstummens und Entfernens der Vernunft, betroffen haben, und je länger je größer und niederdrückender zu werden scheinen, nicht erlösen. Darum wenden wir uns reumüthig an Dich, D u g ö t t l i c h e V e r n u n f t! und bitten Dich, Du wollest Dich auf uns Alle, und insonderheit auf die Lenker der menschlichen Dinge, *wie ein heiliger* Geist aus der Höhe, herniederlassen, wollest uns neu *beleben, und* in die Wahrheit und den rechten Weg leiten. Weisheit und Gerechtigkeit folgen Dir, Du göttliche Vernunft, und diese sind die Erlöserinnen der bedrängten Menschenheit, die Verleiherinnen alles Glücks und Friedens; daher preisen wir Dich, und erheben dich hoch über alle falschen Götzen! —

Der Vernunfthaß, der schon mehrmahls unter dem Mond geherrscht hat, und den man in unserer Zeit, — zu ihrer Beschimpfung — wieder angefacht hat, und gern weiter anfachen möchte, ist eine der auffallendsten Erscheinungen,

und kaum begreiflich. Wie kann man doch ein vernünftiger Mensch seyn, und seyn wollen, und die Vernunft hassen! Wie kann man ohne die Vernunft, ohne die Kraft und den Gebrauch der Vernunft und die daraus kommende Vernünftigkeit ein vernünftiger Mensch seyn, und es je werden! Ohne die Anlage der Vernunft und deren Ausbildung ist und bleibt der Mensch ein Thier, ein bloßes, wenn gleich noch so verfeinertes und kluges und listiges Thierwesen. Die Vernunft zeichnet den Menschen vor dem Thier aus, von der Vernunft und ihrer Anwendung hängt der Mensch ab, — wie kann man also ein Mensch seyn, und die Vernunft hassen? Heißt das nicht seine vernünftige Natur, seine Menschheit und Bestimmung und Gott hassen und aufgeben? Ja, wer auch nur von der Ohnmacht der Vernunft predigt und schreibt, muß der nicht sich selbst und Andere lähmen, muß der nicht die Seelen entnerven, und ihnen jene Stärke nehmen, welche die Tugenden hervorbringt? Die Vernunft ist die himmlische, ist die göttliche Kraft des Menschen. Durch die Vernunft kommt der Mensch zu der höchsten Erkenntniß und Einsicht; durch die Vernunft lernt der Mensch, was recht und gut und gemeinnützlich ist; durch die Vernunft versteht der Mensch Gott und seinen Willen und sein Gesetz, versteht der Mensch Gott in der Natur und in den Schriften heiliger Männer; durch die Vernunft hängt der Mensch mit Gott zusammen, und wird, indem er die Vernunft gehörig bildet und gebraucht, Gott je länger je mehr ähnlich. — Wer daher die Vernunft hasset, der ist kein vernünftiger Mensch, ist kein Mitglied der vernünftigen Menschenheit, ist nicht auf dem Weg seiner von Gott durch die Vernunft ihm ertheilten Bestimmung.

Die Königin Elisabeth.

Die Königin Elisabeth hatte verschiedenen Personen ausschließende Vorrechte *) gegeben; da sie aber erfuhr, daß man damit nicht zufrieden war, und daß ihr das Unterhaus eine Vorstellung dagegen überreichen wolle, zog sie aus eigener Bewegung die ertheilten Gnadenrechte, die das meiste Murren erregten, ein, und ließ es mit den andern auf rechtliche Untersuchung ankommen. Die großmüthige Antwort, welche Elisabeth den Abgeordneten des Unterhauses bei dieser Gelegenheit gab, als sie ihr Dank abzustatten kamen, macht dieser Königin große Ehre, und kann allen Regenten zum Unterricht dienen:

„Meine Herren, sagte Elisabeth zu den Abgeordneten, ich bin sehr gerührt, und danke Euch ergebenst für die gute Gesinnung, die Ihr gegen mich hegt, und für die Bemühung, mir davon einen unverwerflichen Beweis zu geben. Diese gute Gesinnung gegen meine Person hatte Euch zu dem Entschluß gebracht, mir einen Fehler vorzuhalten, den ich aus Unwissenheit begangen, und woran mein Wille keinen Theil hatte. Wie betrübt würde ich seyn, ich, die ich nichts höher schätze, als die Liebe und die Erhaltung meines Volks, wenn Eure wachsame Sorgfalt mir

*) Wie soll man sonst Privilegien teutsch ausdrücken? Vorrechte, Gnadenrechte, Gewaltrechte, Unrechte, Alleinrechte, ausschließende Begünstigungen u. d. g. möchten die besten teutschen Wörter für Privilegien seyn.

nicht die Uebel gezeigt hätte, die aus meinem Fehltritt entstehen konnten! Eher verdorre meine Hand, eher empfange mein Herz einen tödlichen Stich, ehe dieses Herz und diese Hand Vorrechte ertheilen, über die meine Unterthanen zu klagen Ursache haben. Der Glanz der königlichen Majestät hat mich nicht so geblendet, daß ich den Mißbrauch einer unumschränkten Gewalt der Ausübung einer auf Gerechtigkeit gegründeten Gewalt vorziehen wollte. Der glänzende Name eines Königs verblendet nur Prinzen, welche die Pflichten nicht kennen, die mit der Krone verbunden sind. Ich schmeichle mir, daß man mich nicht unter die Zahl dieser Prinzen rechnen werde. Ich weiß, daß ich den Scepter nicht zu meinem eigenen Vortheil führe, und daß ich ganz der Gesellschaft angehöre, welche mir die Sorge für sich aufgetragen hat. Mein größtes Vergnügen ist, zu sehen, daß durch Hilfe des Himmels der Staat bisher unter meiner Regierung glücklich gewesen ist, und daß ich so würdige Männer zu Unterthanen habe, für die ich Thron und Leben lassen wollte. Ich bitte Euch, mir die falschen Maßregeln nicht zuzuschreiben, zu denen ich verleitet wurde, noch gewisse Unregelmäßigkeiten, die unter meinem Namen begangen werden. Ich erwarte von Euch diese Gerechtigkeit nach dem Zeugniß meines Gewissens, welches mir von dieser Seite keinen Vorwurf macht. Ihr wisset, daß die Gehilfen (Minister) der Prinzen öfters durch eigennützige Absichten geleitet werden; daß die Wahrheit selten vor die Könige kommt; und daß unter der Menge von Sachen, womit sie beständig belästigt sind, sie nur auf die wichtigsten ihre Aufmerksamkeit richten, und nicht alles mit eigenen Augen sehen können." Also redete eine Europäische Königin im achtzehnten Jahrhundert mit den Abgeordneten und Vertretern ihres Volkes!

Zeitbetrachtung.

Wenn schwere Gewitter am Himmel stehen, und näher kommen, und durch ihre Blitze und Donnerschläge alles erschüttern; dann fängt der große Haufen aus Furcht an zu beten und zu singen, und hört wieder auf, wenn der Donner *nachläßt, und das Gewitter* sich zu verziehen scheint, *und fängt von neuem* an, zu singen und zu beten, wenn die dunklen Gewitterwolken, vom Sturmwind zurück getrieben, ihm abermahls Furcht und Schrecken verursachen. Fast eben so scheint es hier und da mit dem neuen Staatsverfassen zu gehen. Heißt das nicht mit dem vernunft- und zeitgemäßen Verbessern der Staaten und ihrer Einrichtungen und Gesetze? Damit sollte es aber nicht so gehen, und man sollte bedenken, daß die Staaten und Staatsgebäude, wie alle Häuser auf der Welt, immer Besichtigungen und Verbesserungen bedürfen. Kämen wir in Wissenschaft und Kunst *nicht weiter*, was hälfe uns da unser Forschen und Denken und alles Lernen? Kommen wir aber in unsern Kenntnissen und Künsten, in unserer Vernunftentwicklung und Wirksamkeit weiter, was hälfe uns dies wieder, wenn es keinen Einfluß auf unsern gesammten Zustand, auf unser Staatswesen und Staatsleben hätte? — Je besser und je besser erhalten ein Haus ist, ein desto besseres Mittel des häuslichen Lebens ist es; und je besser

und je mehr mit der Zeit fortgebessert ein Staat ist, ein desto besseres Mittel für das bürgerliche Leben ist er. Also ein Mittel ist der Staat, mithin auch alles Bauen und Fortbauen des Staats. Aber was für ein großes Mittel! Das Hauptmittel des menschlichen Lebens, das Hauptmittel der Beförderung des Zweckes der Menschenheit. Wer wollte daher dem Leben und Zweck und Gedeihen der Menschen nicht förderlich seyn, und auf das Mittel dazu, auf den Staat und seine Verbesserung und Vervollkommnung nicht alle Sorgfalt verwenden? Ist dies nicht auch Pflicht, heilige Pflicht? Ohne allen Zweifel.

Die Baiern sind in dieser Hinsicht zu beneiden. Ihr Staat hat eine gute Verfassung, und zwar zuerst mit in Teutschland, und freiwillig erhalten. Glück den Baiern! Mögen sie allen Teutschen vorleuchten und zum Beispiel und Muster dienen! In der That hat auch Baiern durch seine neue Verfassung und Staatsverbesserung einen ziemlichen Vorsprung vor den Nordteutschen gewonnen, und Vorsprung und Vorrang sind gewöhnlich und füglich mit einander verbunden. Kurz, Baiern ist auf dem rechten Weg, und es kann ihm um so weniger fehlen, je mehr es gewiß immer bedenkt, daß jede Staatsverfassung, auch die beste, nur ein Mittel des Bürgerthums und des Zwecks der Menschenheit ist, folglich von diesem Mittel und seiner Verbesserung und Vervollkommnung nie die Hände abziehen wird.

Wie ist der gesunkenen Sittlichkeit eines Zeitalters wieder aufzuhelfen?

Diese wichtige Frage hört man jetzt nicht selten in der Stille — und öffentlich aufwerfen, und besprechen. Und es ist gut, daß es geschieht; denn es beweißt doch, daß *man endlich einzusehen anfängt*, wo es fehlt, und *Hilfe Noth thut.* Nur nimmt es den Weisen Wunder, daß man bei Behandlung dieser großen Zeitangelegenheit das Wahre und Rechte, so einfach und natürlich es auch ist, nicht trifft. Bald will man nehmlich durch Bibelgesellschaften und Bibelspenden, — bald durch Verbreitung anderer Bücher, besonders Andachtsbücher, — bald durch Sittengerichte, — bald durch strengere Feyer der Sonn- und Festtage, — bald durch Unterdrückung der Philosophie, der Vernunftwissenschaft, und der Vernunft selber, und des ihr geziemenden freien Denkens und Schreibens, überhaupt des ganzen höhern wissenschaftlichen und gelehrten Wesens, — bald durch mehre Emporhebung und Begünstigung des geistlichen Standes — — — bald durch diese, bald durch jene Mittel, will man die besagte wichtige Aufgabe lösen, und dem immer größer werdenden Sittenverderben begegnen. Allein durch das alles möchte das große Uebel und Elend der Unsittlichkeit schwerlich gehoben werden. Deßhalb bekümmert wage ich es, meinen guten Rath der Welt,

insonderheit den Regierern und den Vertretern der Völker zu ertheilen, und zwar durch eine andere ganz einfache Frage und Antwort:

Wie wird der gesunkenen Tapferkeit und Mannszucht eines Heeres aufgeholfen?

Durch Belobung und Auszeichnung und Beförderung derer, die sich vorzüglich tapfer und brav halten.

Eben so wird auch der verfallenen Sittlichkeit eines ganzen Volks aufgeholfen. Indem man diejenigen, welche von besonderer Tugend und Rechtschaffenheit und Einsicht sind, hervorzieht, und zu den rechten Stellen und Wirkungskreisen im Staat erhebt; oder, da nicht Alle Aemter bekommen können, auf eine andere Art vortheilhaft bemerklich und angesehen macht, sollte dies nicht einen heilsamen Eindruck auf die Andern hervorbringen, und sie zur Nachahmung reitzen? Und kann überhaupt das Beispiel der Auszeichnung, zumahl das Beyspiel der rechten Wirksamkeit in Aemtern ohne bedeutende und glückliche Folgen bleiben?

Gehen aber vorzügliche, vorzüglich weise und tugendhafte Männer, weil sie es sind, und gewissen Leuten nicht gefallen, — unbeachtet, verkannt, ohne Amt und Schutz, oder gar von Pharisäern verleumdet, angefeindet, verfolgt, und unglücklich herum — wer soll da Muth und Lust haben, oder bekommen, durch Einsicht und Sittlichkeit sich hervorzuthun? Kurz, wie soll die gesunkene Menschenheit und Sittlichkeit wieder gehoben werden können, wenn ausnehmend verständige und gute und gerechte Männer, der Verfolgung überlassen, unterliegen?

Die Menschen wollen glücklich seyn, wollen von Natur und Gottes wegen glücklich seyn. Wird man

aber durch regen Sinn für die Tugend und die allgemeine Wohlfahrt, durch Liebe zum Wahren und Rechten und Gerechten, statt glücklich, unglücklich – — so hält man es lieber mit dem Gegentheil, läßt Wahrheit Wahrheit, Tugend Tugend, Gewissen Gewissen, läßt, wie man sagt, Gott einen frommen Mann seyn, und behilft sich bloß mit dem Gutscheinen und Gutreden, und opfert die Sache selbst, opfert die Wahrheit und das Gewissen der verkehrten Welt und dem zeitlichen Glück auf. Ja, man glaubt nicht einmahl, daß das Wahre und Rechte und die thätige Liebe dazu das Wahre und Rechte ist, — und hält es, nach der Angabe der Boshaften — für gutmüthige, *oder gar schädliche* Schwärmerey. — Daher wurden z. B. Sokrates und Jesus von der einen Seite für gutmüthige Schwärmer und Träumer, von der andern aber für gefährliche Neuerer und Unruhstifter gehalten, und, indem man nach und nach ihre ganze Handlungsweise in den Augen des ihnen anhängigen und bessern Theils des Volks als glaubens- und kirchenwidrig und gottlos verdächtig gemacht hatte, teuflisch zu Grund gerichtet. — Wie traurig! Wie verderblich, daß nicht mehr auf die Weisen und Tugendhaften, die doch am meisten wirken und helfen und *heilen können*, gesehen wird! Wie unglücklich, daß durch ein solches Verfahren, daß durch das harte, und oft sogar schreckliche Schicksal, das heuchlerische Frömmler und herzlose Klugheitskünstler Männern, die sich durch Verstand und Tugend auszeichnen, bereiten, ganze Völker und Zeitalter von der Wahrheit und Tugend abgeschreckt werden! Soll das so fortgehen? Sollen die Weisen der Völker mit ihrer hellen Einsicht und uneigennützigen Wirksamkeit nie den beschränkten Scheinheiligen und begehrlichen Heuch-

lern vorgehen? Aber das Heil der Welt, und unserer Welt liegt in der Scheinheiligkeit und Frömmelei so wenig als in der feinsten und künstlichsten Klugheit, — sondern lediglich in edler Herzlichkeit und wahrer Einsicht und rechter Wirksamkeit. Denn nur aus Gutem kommt Gutes; und nur die Beförderung des Guten, und die öffentliche Werthschätzung und Erhebung der Guten, der rechtgesinnten Männer können die Völker wieder aufrichten.

Sind die beiden Sätze:

Es ist ein Gott, und: Es gibt ein ewiges Leben —

wirklich, wie der Herr Professor Krug meint, theoretisch unerweislich, obwohl praktisch gewiß?

Man kennt mich als den Verfasser der Schrift: Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele aus allem Zweifel gesetzt. (Achte, durchaus verbesserte Aufl.) Man weiß zugleich, daß ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe, die Gewißheit unserer Fortdauer, und nebenbei auch die Gewißheit des Daseyns Gottes darzuthun. Daher mußten mir besonders folgende Stellen in des Hrn. Prof. Krug „Handbuch der Philosophie ꝛc. Leipzig 1820 und 1821 auffallen, und mich ganz natürlich zu der gethanen Frage veranlassen.

S. 307, §. 318, Band 1. sagt nehmlich Krug: So zuversichtlich auch jeder Wohlgesinnte ein durch keine Zeitgränze bedingtes Seyn und Wirken in einer übersinnli-

chen Ordnung der Dinge hoffen darf, so läßt sich doch die Unsterblichkeit der Seele um so weniger beweisen, da die Substanzialität derselben nicht einmahl erwiesen werdeu kann. Insonderheit ist der von der Immaterialität der Seele hergenommene Beweis für die Unsterblichkeit um so unstatthafter, da, jene selbst zugegeben, hieraus noch nicht folgen würde, daß die Seele nach dem Tod des Leibes nicht in einen Zustand der Bewußtlosigkeit versinken könne.'

In einer Anmerkung fügt Krug hinzu: „Alle angeblichen Beweise in Plato's und Mendelsohns Phädo und andern Schriften der Art enthalten Erschleichungen, oder Sprünge im Schließen, und würden daher auch keine Ueberzeugungskraft haben, wenn nicht der tiefer liegende Grund des Glaubens uns geneigt machte, es mit ihnen nicht allzugenau zu nehmen.

S. 358, §. 702, B. 2 steht außerdem Folgendes: „Die zwei Hauptwahrheiten der Religion, oder Grundartickel des Glaubens, werden sie subjectiv ausgedrückt, wie sie ursprünglich aus unserm moralisch-religiösen Bewußtseyn hervortreten, lauten: „Ich glaube an Gott, und: Ich hoffe ein ewiges Leben." Werden sie aber objectiv, als Lehrsätze, die auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen, ausgedrückt, so lauten sie: „Es ist ein Gott, und: Es gibt ein ewiges Leben, oder die menschliche Seele (das vernünftige und freie Wesen in uns) ist unsterblich." Beide Sätze aber sind theoretisch unerweislich, obwohl praktisch gewiß. — Und

S. 84, §. 78, B. 1 heißt es so: Das Glauben als die zweite Art des Fürwahrhaltens beruht auf subjectiven Gründen, die zwar zureichend, folglich auch allgemein gültig und geltend seyn sollten, es aber doch nicht immer

sind, nicht bloß wegen zufälliger Hindernisse des Beifalls, sondern auch darum, weil die subjectiven Bedingungen der Ueberzeugung bei dieser Art des Fürwahrhaltens oft so beschaffen sind, daß sie nicht bei allen überzeugungsfähigen Subjecten auf gleiche Weise stattfinden, und mit derselben Stärke wirken können. Soll daher ein solches Fürwahrhalten überhaupt gültig seyn, so darf ihm kein Wissen entgegen stehen; und was man wissen kann, soll man auch nicht bloß glauben. — — —

Dazu macht Krug noch die Bemerkung: Eine Glaubenslehre als solche (wie die Religionslehre) ist eigentlich nur *in formaler Bedeutung Wissenschaft*. Doch muß sie wenigstens zeigen, warum etwas nicht gewußt, sondern bloß geglaubt werde. Man hat alsdann ein Wissen von seinem Nichtwissen in Bezug auf diesen besondern Gegenstand." —

Der Hr. Prof. Krug hätte diesen letzten §. mit der Anmerkung immer in Gedanken behalten, und ihm getreu bleiben sollen, dann würde er Gott und Unsterblichkeit nicht so bestimmt und kurzweg für theoretisch unerweislich, und bloß für praktisch gewiß erklärt haben. — Kann denn eine Sache, genau genommen, theoretisch unerweislich, und doch praktisch gewiß seyn? Was praktisch gewiß seyn soll, muß das nicht wirklich seyn, und wirklich geschehen? Und muß das, was wirklich, für uns wirklich ist, und seyn soll, nicht auch von uns erkannt und gewußt werden können? Und da alles Erkennbare, folglich auch alles Wirkliche, entweder äußerlich, und durch die äußern Sinne, oder innerlich, und durch die innern Sinne wahrgenommen und erkannt wird, muß folglich das, was praktisch gewiß seyn soll, nicht entweder äußerlich, oder innerlich von uns erkannt und gewußt werden? Und da Gott und Unsterb-

lichkeit nicht äußerlicher und sinnlicher Weise von uns erkannt werden, und gleichwohl praktisch gewiß seyn sollen, müssen sie nicht darum von uns innerlicher und übersinnlicher Weise zu erkennen seyn? Können und könnten sie ohnedieß praktisch gewiß seyn? Was praktisch gewiß seyn soll, muß auch theoretisch gewiß seyn, und von uns als wirklich und gewiß und wahrhaftig sich erkennen lassen, sonst kann es keine praktische Gewißheit für uns haben, und bekommen. Worauf sollte denn diese Gewißheit beruhen? Und wodurch und wie sollte sie hervorgebracht werden? Durch nichts? Oder durch eine bloße, durch eine nichtige Einbildung? Beides gibt in Ewigkeit keine Gewißheit, weder theoretische noch praktische, weder in Betreff einer innern, noch in Betreff einer äußern, weder in Betreff einer gegenwärtigen, noch in Betreff einer künftigen Sache. —

Die Behauptung Krugs: „daß die angegebenen Säze theoretisch unerweislich, und bloß praktisch gewiß, oder bloß für das Glauben sind —," muß übrigens vielen, muß denen wohlgefallen, welche gern, und alles gern und bloß glauben, muß vorzüglich gewissen Leuten angenehm seyn, die das Glauben für mehr und höher als das Wissen, ja, für die höchste Wirkung der Vernunft halten. — — Was sollte, was soll aber unsere Wissenschaft, und insonderheit unsere Philosophie, unsere Grundwissenschaft (nicht Urwissenschaft, wie Krug will) seyn und bedeuten, wenn Gott und Unsterblichkeit nicht gewußt, mithin auch keine Gegenstände für sie werden, oder seyn können? Denn die Philosophie ist ein Wissen, ist eine Wissens-, oder Wissenschaftslehre, und hat es nur mit Wissen und Wissensgegenständen, nicht mit Glauben und bloß glaublichen, bloß

glaubbaren

glaubbaren, oder glaubhaften Dingen zu thun. Gleichwohl sind Gott und Unsterblichkeit die ersten und letzten, die wichtigsten und größten Dinge, und enthalten den Grund und den Zweck und das Ziel alles bessern menschlichen Dichtens und Trachtens. Sollten sie nicht gewußt und bewiesen werden können? Dann ist alle Philosophie nichtig und nichts, dann wäre es am besten, man gäbe sie denen Preis, die gern bloß glauben, und in einem dunklen Wort sehen, und alles Wissen elendes Stückwerk schelten, — und ließe von diesen Leuten die Philosophie vollends in eine Glaubenslehre verwandeln, oder der Glaubenslehre wie im Mittelalter *hinten anhängen.* Ich für meinen Theil *thue auf alle Philosophie* Verzicht, wenn die beiden Sätze: *Es ist ein Gott,* — und: *es gibt ein ewiges Leben* — sich *nicht wissen* und beweisen, sondern lediglich glauben lassen. Allein wozu das? Wozu so viel? Wozu fürchten, zweifeln, wo es keine Noth hat?

Was ich glauben, und was ich wissen soll, muß ich empfinden, oder fühlen. Was ich fühlen, oder empfinden soll, muß auf mich wirken, muß mich berühren, muß sich mir zu erkennen geben. Was wirken und auf mich wirken soll, muß seyn, muß wirklich seyn. Denn was nicht ist, ist auch *nichts,* und kann *nicht auf mich* wirken, oder einfließen. Was aber ist, wo und wie es auch ist, kann auf uns wirken, da alles, was ist, ein Ganzes, ein zusammenhängendes und verbundenes Ganzes ausmacht, dessen Dinge und Theile alle wechselseitig und zwar innerlich und äußerlich, geistig und körperlich, mittelbar und unmittelbar aufeinander wirken. Wir können also auch von außen und von innen unsern Geist und Gott, oder das, was in uns und in der Welt ist, was uns und der Welt zum Grund

liegt, aus seinen Wirkungen nicht nur empfinden und fühlen, sondern auch erkennen. Oder mit andern Worten: wir können aus den innern unmittelbaren und mittelbaren Gefühlen unser Inneres und die innere Natur, wie aus unsern äußern mittelbaren und unmittelbaren Empfindungen unser Aeußeres, unsern Körper und die Körperwelt erkennen lernen, dadurch, daß wir das, was wirkt, und wovon wir Wirkungen verspüren, aus und nach diesen Wirkungen recht vernehmen und erfassen und ergründen und begreifen, und bestimmen.

Was kann aber Gott dafür, wenn wir dieß nicht thun, wenn wir bloß am Aeußern und Sinnlichen hängen, und die innern Wirkungen, die innern Erscheinungen und Erfahrungen nicht achten, oder nicht verstehen, und daraus das Daseyn und das Wesen Gottes nicht wahrnehmen? Was kann Gott dafür, wenn wir, indem Gott in uns und auf uns wirkt, seinen Zusammenhang mit unserm Geist, und den Zusammenhang und die Verwandtschaft unsers Geistes mit Gott nicht inne werden? Was kann Gott dafür, wenn wir ihn nicht aus unsern Eigenschaften und Kräften, wenn wir ihn nicht aus unserm freien Verstand und Willen und Selbstbewußtseyn erkennen, wenn wir Gott nicht mittels unsers Geistes, wenn wir uns Gott nicht nach dem menschlichen Geist, seinem Werk und Abbild, vorstellig und begreiflich machen, wenn wir über Gottes Innere und Aeußere, über Gottes Geist und Versinnlichung nicht kraft unserer Vernunft und unsers Verstandes zu einer Ansicht und Einsicht gelangen?

Und ist unser Geist Schuld, wenn wir seine Eigenschaften und Kräfte und Anlagen, und vornehmlich seine Anlage zur Fortdauer und Unsterblichkeit nicht fühlen und

spüren, wenn der Geist in seinen Kräften und Wirkungen nicht als unsterblicher und ewiger, nicht als ein Werk, nicht als ein Theil, nicht als ein Glied des Weltganzen und Gottes uns kund- und offenbar wird? Ist unser Geist Schuld, wenn wir ihn nicht recht fühlen, vernehmen, hören, verstehen, indem er sich äußert, indem er wirkt, indem er uns erscheint, und zur Empfindung reitzt? Ist unser Geist Schuld, wenn wir nicht, oder nicht gehörig in uns gehen, in uns kehren, und hören, wenn wir unsere innersten Empfindungen und Gefühle nicht gehörig befragen, überhaupt den Geist nicht genug beobachten? Können wir das, wenn uns bloß, oder meist das Aeußere und Sinnliche, und vor allen der Körper und seine Wirkungen, sein Leben und dessen Empfindungen und Bedürfnisse mit unsern Begierden und Leidenschaften und irdischen Bestrebungen anzieht und beschäfftigt, wenn wir vor lauter sinnlichem Kram und Tand und Genuß nicht zum Innern, nicht zu uns selbst kommen? — Man lerne sich nur mehr selbst erkennen, und man wird auch den Geist und seine Natur, sein unvergängliches und unsterbliches Wesen erkennen! Man lebe nur mehr geistig und vernünftig, und theile wenigstens sein Leben und seine Kraft zwischen dem Körper und dem Geist, und man wird bald mittels der bessern Wirkungen und Früchte eines solchen vernünftig sinnlichen Lebens und Strebens die himmlische Kraft und Beschaffenheit seines Geistes weiter gewahren, und daraus die Fortdauer und Unsterblichkeit auf's klärste ersehen, ja, selbst vorher fühlen und empfinden, und aus allem möglichen Zweifel bei sich setzen! — Was uns so nahe ist, was uns so wesentlich angehört, wovon der Grund so tief in uns liegt, was wir so deutlich und bestimmt, so gewiß und sicher

nicht nur zu fühlen, sondern auch zu erkennen, aus seinem Wirken und Leben und Streben zu fühlen und zu erkennen vermögen, soll denn das nicht zu wissen und zu beweisen seyn, soll man in Betreff dessen nicht wissen und darthun können, daß es ist, und was es ist, und was es nicht ist?

Daher bekenne ich aufrichtig, daß ich eigentlich gar nicht recht verstehe, was das heißt: die Sätze: Es ist ein Gott, und: es gibt ein ewiges Leben — sind theoretisch unerweislich, obwohl praktisch gewiß. Man soll diese Sätze nicht wissen, nicht wissenschaftlich oder philosophisch darthun können, aber gleichwohl glauben und berücksichtigen, und eben so glauben und berücksichtigen, als wenn sie gewiß und erweislich wären! Muß, oder soll denn ein solches wichtiges Glauben nicht einen Grund für sich haben? Hätte es keinen Grund für sich, so wäre es Wahn und bloße Einbildung. Hat es aber einen Grund oder auch Gründe für sich, seyen es äußere, oder innere, oder auch beide zugleich, so gehe und spüre man doch diesen Gründen nach, und erforsche sie, und lerne daraus jene Sätze wissen und beweisen. Denn der Grund, worauf ein Glaubenssatz beruht, kann doch nicht wieder ein Glaubensgrund, ein Glaubenspunkt, sondern muß ein wirklicher, ein geschichtlicher, oder ein seynlicher Grund, muß, genau erwogen, beides, ein geschichtlicher und seynlicher oder natürlicher Grund seyn. Was in der Geschichte, in geschichtlichen Wirkungen, in wahren und gewissen Erfahrungen und Thatsachen seinen Grund hat, muß das nicht auch in dem, was wirkt, in der Kraft und dem Wesen und dem Seyn dessen, was wirkt, den natürlichen Grund haben? Was ist, weil es wirkt, und wirkt,

weil es ist, und durch sein Wirken und Leben offenbart, was es ist und nicht ist, und sich darum nach seinem Wesen erkennen läßt, — kann man das nicht wissen und beweisen? Könnte unsere Unsterblichkeit praktisch gewiß seyn, wenn wir nicht unsterblichen Wesens wären? Sind wir aber unsterblichen Wesens, hat unser Geist alles in sich, was er dort weiter entwickelt, müssen wir dieß nicht fühlen und erkennen und wissen und erweislich machen können?

Zwischen dem Können und Thun, zwischen dem Möglichen und Wirklichen ist und bleibt jedoch ein Unterschied, *eine Lücke, eine Leere*, die erst ausgefüllt werden *muß, aber sehr verschieden*, und bald mehr, bald weniger, bald vollkommener, bald mangelhafter, kurz von Jedem nach seiner Art ausgefüllt werden kann, oder wird, so daß die mögliche Erkenntniß in ihrer Wirklichkeit gar sehr verschieden und bei Jeglichem anders erscheint. Und wenn Jemand die mögliche übersinnliche Erkenntniß gar nicht, oder nur zum Theil, oder schlecht bewirkt, gleichwohl die Sache immer fühlt und vorfühlt und ahnet und glaubt, und oft danach getrieben und geleitet wird, oder auch sich selbst danach bestimmt und richtet, — und darum die Sache für praktisch gewiß, aber für theoretisch unerweislich erklärt, ist es deswegen auch so? Ihm, der sich in Ansehung der auf die erkennbare Sache bezüglichen Gefühle und Erscheinungen nicht recht helfen, und durch scharfes Nachdenken sie nicht klar und deutlich machen kann, oder will, d. h. sie nicht recht erkennen kann, oder will, ihm ist die Sache allerdings theoretisch unerweislich, aber auch Andern uud Allen? Sind Andere in der Erkenntniß und Wissenschaft weiter, sollen sie deshalb, wie Er,

bloß glauben? Oder muß man schlechterdings bloß glauben, da man doch, wie der Hr. Prof. Krug selber sagt, nicht bloß glauben soll, was man wissen kann, und, wie ich jeder vernünftige und denkende Mensch hinzusetze, das bloße Glauben je länger je mehr auf gründliches Wissen zurückzuführen hat?

Teutsche Sprache.

Nichts steht der Fortbildung unserer Sprache, und damit auch der Fortbildung und Verallgemeinung unserer *Wissenschaft und Kunst mehr entgegen*, als die vielen fremden *Ausdrücke und Wörter*, wovon das Teutsche immer noch voll ist. Die niedern Volksstände verstehen die meisten fremden Wörter und die Dinge, welche sie bezeichnen, weder halb noch ganz, und tappen daher, wenn sie Bücher, oder Zeitungen, oder auch gerichtliche und obrigkeitliche Schreiben lesen, häufig im Dunkeln. Und selbst die, welche sich fremder Wörter am geläufigsten bedienen, haben nicht immer klare und deutliche Begriffe von den damit angedeuteten Sachen. Der teutsche Sokrates, dem es in allen Dingen um das Wahre und Rechte zu thun ist, wird auch auf die Sprache sich richten, und zu ihrer Reinheit und Richtigkeit und Wahrheit und Schönheit beizutragen suchen, um so mehr, da ihm der große Werth und Nutzen der Sprache und der schriftlichen Darstellung für das Bürger- und gesittete Menschenthum, ganz einleuchtet.

Man sagt z. B. Producte, Manufacte, Fabrikate. Producte sind die Erzeugnisse, die Erträgnisse des Bodens, sind das, was in einem Land wächst, oder gebaut wird. Producte sind also: Landesgewächse, Landeserzeugnisse, Landesfrüchte,

und man sollte allgemein sich dieser Wörter statt des Wortes Producte bedienen. — Manufacte bedeuten Handarbeiten, Handwerkserzeugnisse, Handwerksgüter, Machwerke u. d. g. Eben das bedeuten Fabrikate, nur daß diese in großen Werkstätten und gleichsam haufenweise, und jene in kleinen, in häuslichen Werkstätten gemacht werden. Man könnte auch kürzer die Manufacte und die Fabrikate Werkgüter, Werkzeugnisse; so wie die Fabriken Großwerkstätten, und die Fabrikanten Werkherren, Gewerkherren, Werkinhaber, Werkbesitzer, kurz, entweder als Herren der Arbeiter, der Werker, oder als Herren der Werkhäuser, Werkanstalten nennen, z. B. Tuchwirkerherren, oder Tuchwirkerei-Herren-, Inhaber-, Besitzer. — Am besten und kürzesten kommt man weg, wenn man Natur und Kunst aufeinander bezieht, wenn man bloß einen Unterschied zwischen Natur und Kunst macht; daher auch nur von Natur- und Kunsterzeugnissen redet, und Manufacte und Fabrikate unter den Kunsterzeugnissen befaßt. Will man die Manufacte und Fabrikate Werkkunsterzeugnisse, oder niedere Kunsterzeugnisse, und die Erzeugnisse der höhern, der freien Kunst allein Kunsterzeugnisse, Kunstgüter, u. s. f. heißen, so möchte dieß wohl angehen. Sonach hätten wir Landes-, Werk- und Kunsterzeugnisse, und die Wörter Producte, Manufacte, Fabrikate könnten verabschiedet werden.

Der teutsche Handel.

Ein *Land*, das *viele*, oder gar mehr Werk- und Kunsterzeugnisse liefert, als es selbst braucht, und eine daraus nach und nach entstandene übergroße Bevölkerung besitzt, überhaupt auf einer hohen Stufe der Entwickelung und des Kunstfleißes und der Betriebsamkeit steht, kann einem solchen Land ein ärgeres Uebel und Unglück widerfahren, als wenn es in seinem Handelsverkehr beeinträchtigt und gehindert wird? Da dieß, wie Jeder weiß, von Teutschland und noch dazu in einem auffallenden Grad gilt, wie unglücklich und bedauernswürdig ist also Teutschland! Wie übel und jämmerlich ist Teutschland daran, daß, nachdem es in allen niedern und höhern Künsten meisterhaft arbeiten, und allen seinen Bedürfnissen genug zu thun und genug zu seyn gelernt, und im Handel und Verkehr eine große Geschäfftigkeit entwickelt, und sich dadurch einiger Maßen gehoben hat, — daß nun gierige Ausländer kommen, und so vielen, so überschwänglich vielen und unerbetenen Antheil an unserm innern Handel nehmen! Es ist uns wenig mehr übrig gelassen, als dem fremden Handel auf

teutschen Boden, und damit zugleich dem Verderben Teutlandes zu zusehen Wird auch noch, bald mehr bald weniger von den Teutschen verkauft, so ist leicht zu erachten, mit welchem geringen Vortheil dieß bey solchen Umständen geschieht. Und wie Vieles wird jetzt nicht ohne Gewinn, und wie Vieles sogar mit Schaden von dem armen teutschen Handels- und Gewerbsstand abgesetzt! Selbst in Leipzig ist man der Sache satt, und mehre Kaufleute, schreibt man von daher, laut des Correspondenten von und für Teutschland unter dem 30. Dezember 1821 würden sich gern von den Geschäfften zurückziehen, wenn es nur sogleich anginge. —

Soll denn das so fortgehen, und Teutschland ganz geschäfftlos und arm und unglücklich werden? Soll denn kein Gesetz und kein Verbot gegen den fremden Handel in Teutschland zu Stand kommen? Wird durch die Handelsberathungen in Darmstadt nichts bewirkt werden? Kommen die da versammelten Abgeordneten zu keinem Beschluß, zu keinem Mittel und Verfahren in Betreff des uns ganz überwuchernden Englands? — Ist es möglich, ist es zu thun möglich, daß Teutschlands Binnenhandel gegen das Ausland gesichert und gerettet werde, so sichere und rette man doch ja ohne Weiteres Teutschland. Ist aber dieß unmöglich und unbewirkbar, ist unser Heil und Wohl unwiederbringlich dahin, so erkläre man doch laut und öffentlich, warum dem teutschen Handel und Teutschland durchaus nicht zu helfen ist, so zeige man doch die Ursachen und Hindernisse und Widerstände an, damit wir es selbst einsehen, und theils nicht länger nichtigem Hoffen und Harren, theils ungerechtem Argwohn und Mißtrauen nachhängen. Sehen wir offen und öffentlich belehrt ein, daß dem teutschen Handel nicht zu helfen ist, dann denken wir auch

nicht mehr, daß man uns nicht helfen will. Welch ein unseliges Denken!

Anders, als in Teutschland selbst, anders als durch Beschränkung oder Ausschließung der Engländer vom teutschen innern Handel, anders, als durch ein dem Französischen ähnliches Verfahren gegen die fremden Erzeugnisse aller Art, anders ist uns Teutschen freilich nicht zu helfen, liegt dieß nicht offenbar am Tag? Oder kann uns in West- und Ostindien und Mexiko und Südamerika, und durch Hinweisungen und Hinrichtungen auf diese Länder, und durch Schifffahrten und Waarensendungen nach ihren Häfen, und durch *damit verbundene ferne* Beschäfftigungen und Pläne *und* Versuche, *und* überhaupt durch Hoffnungen und Verheißungen, und ganze Hoffnungs- und Verheißungsschmieden geholfen werden? Wollte doch Gott, daß es so wäre, und unser Heil wenn auch aus weiter Ferne geholt werden könnte! Aber! aber! — können wir in Teutschland, können wir auf dem eigenen Grund und Boden uns der Engländer nicht erwehren, können wir zu Haus vor den Engländern im Handel nicht bestehen, wie wollen wir denn vor den alleinhaberischen Engländern und andern Nazionen in weiter Ferne zur See *handeln, mit* Erfolg und Vortheil und Dauer handeln? Wie wollen *wir* Teutschen in Westindien und Amerika dieselben Waaren, die England in ungeheuerer Menge hat und zuführt, und die das Vorurtheil und die größere Wohlfeilheit und der wirksame engländische Einfluß — — — noch besonders empfehlen, — wie wollen wir armen Teutschen da unsere Waaren vortheilhaft absetzen können? Die Engländer müßten es aus Mitleiden geschehen lassen! Aber da sollen sie doch lieber Teutschland mit ihren Waaren nicht mehr überschwemmen und aufhören, uns zu Grund

zu richten! — Ueberhaupt weiten, fernen Seehandel treiben wollen, ohne seinen innern und innersten Handel im Besitz und in der Gewalt zu haben, welch ein Gedanke! Und selbst als Zerstreuungs=, oder Tröstungsmittel in Noth und Unglück betrachtet, wie mißlich und gewagt! — Ein König, der auf ferne Eroberungen verfällt, ohne Herr daheim zu seyn, wird nicht weit kommen, wird nicht viel ausrichten. Eben so wird ein Volk übel fahren, das auf Handel in der Ferne und zur See es anlegt; ohne sich erst seines innern Handels zu bemeistern.

Hieher scheint trefflich zu passen, was ein berühmter Schriftsteller vom Carl VIII. in Frankreich sagt. „Dieser Prinz, welcher sich schmeichelte, das Königreich Neapel zu erobern, machte mit seinen Feinden Friede, und gab ihnen verschiedene Provinzen hin, ohne zu bedenken, daß zwölf Dörfer, die einem Staat nahe liegen, besser sind, als ein Königreich vierhundert Meilen davon.“ — Wollen wir es auch so machen? Und soll es uns auch so gehen, wie den Franzosen unter Carl VIII., die bekanntlich ihre Eroberungen, die Neapel eben so geschwind wieder verloren, als sie es besetzt hatten, und noch dazu höchst unglücklicher Weise von diesem Feldzug jene grausame Krankheit nach Haus brachten, welche selbst die Quellen des Lebens vergiftet? — Wollen wir unsern innern so sichern und leichten und bequemen Handel im Stich lassen, und an die Engländer abtreten, und dagegen auf unsichern und gewagten und gefährlichen Seehandel nach Amerika sinnen und ausgehen? Wollen wir den Verkäufern und Trödlern mit ausländischen Waaren unsere Messen und Märkte räumen, und aus Höflichkeit und Gefälligkeit, oder aus Aerger und Verzweiflung nach St. Domingo und Mexiko und der

Himmel weiß, wohin weiter zu handeln unternehmen? Was! Die Herren und Besitzer und Bewohner Teutschlandes haben nicht das Herz, die Gebieter ihres Handels zu spielen? Fürchten wir nicht, daß man endlich gar den bekannten Satz des großen Lykurg: wonach sich der des Rechts an einer Sache begeben habe, die er sich stehlen ließe, — auf uns anwende? Doch wozu mehr? Und wie möchte man es auch länger ohne Entrüstung aushalten? — Wer kann es aber auch länger aushalten, wenn unsere Märkte und Messen immer mehr Messen und Märkte für die Ausländer abgeben, und wir mit den teutschen Waaren und Waarenlagern beständig weiter zurück und in den Hintergrund gedrängt werden? Welcher teutsche Mann, der sein Vaterland liebt, und die allgemeine Noth kennt, mag das länger aushalten? Lieber keine Messen, als solche! Lieber Messen, dergleichen Frankreich hat, als solche uns schimpfliche und ärgerliche und höchst schädliche Messen!

Die teutschen Messen sind, wie bekannt, zum Behuf und zur Beförderung des teutschen Handels und Gewerbes angelegt worden. Dieß war ihr Zweck, und soll ihr Zweck seyn. Wird dieser Zweck nicht mehr erreicht, dienen unsere Messen, was man nahe und ferne behaupten hört zum Schaden und zur Lähmung des teutschen Handels- und Gewerbverkehrs, so mögen sie wieder abgeschafft werden. Wo man teutsche Messen stiften konnte, da kann man sie auch wieder aufheben; und dieß sollte je eher je lieber geschehen, damit Teutschland sich nicht vollends verblute und entkräfte. — Macht man es nicht sonst, und nicht in der ganzen Welt so, und hebt Dinge und Einrichtungen wieder auf, wenn sie ihren Zweck verfehlen, und schädlich werden?

Nach den unveränderlichen Grundsätzen des Völkerrechtes steht es jeder Nazion frei, das bei sich zu thun, was mit ihrem Wohl am meisten übereinstimmt. Sollte dieß den Teutschen nicht auch freistehen? Oder sind die Teutschen das einzige Volk auf der Welt, das zwar einsieht, was zu seinem gemeinsamen Wohl und Heil dient, aber nichts dafür thun darf, aus Scheu und Furcht vor andern Völkern nicht darf? Haben denn die Teutschen weniger Rechte, als andere Völker? Sind die Teutschen verdammt, von andern Völkern nur immer zu leiden, und sich alles gefallen zu lassen? Welch ein trauriges Schicksal wäre dieß! — Ist es nicht genug, daß Teutschland von jeher, und bis auf diese Zeit bei Kriegen und Freiheitskämpfen der Tummel- und Lagerplatz anderer Nazionen war? Soll Teutschland auch noch allen fremden Verkäufern und Trödlern zum Sammel- und Weideplatz dienen, wo sie auf Kosten des teutschen Handels und Gewerbes und Wohlstandes und selbst Rechtszustandes — ihre Messen halten, und so uns immer mehr verachten lernen?

Was wir nicht selbst haben, und nicht entbehren können, oder eigentlich nicht entbehren wollen, das schaffen die teutschen Kaufleute und Seestädte von allen Seiten herbei; was wir aber selbst haben und verfertigen, soll denn das auch herbeigeschafft, und sogar durch Messen verbreitet werden? Warum und wozu denn? Wir haben und verfertigen es ja selber! Und soll das Einheimische und Teutsche uns nicht vorzüglicher und lieber seyn, als alles Fremde gleicher Art? Wehe den Teutschen, wenn dieß nicht der Fall wäre! Denn sie würden, gafften und verlangten sie mehr nach dem Ausländischen als nach dem Inländischen ihr hartes Schicksal verdienen, und Gott weiß,

wie *tief* noch sinken! Eine Nazion, die sich und das Ihrige nicht achtet, wer soll die achten? — Doch es fehlt zum Glück den Teutschen nicht am guten Willen und Streben, Teutsch und Teutsche zu werden. — — —

Und darum stimme ich teutsch und frei: daß unsere Messen, daß die Ausländer-Messen in Teutschland lieber aufgehoben werden, als so auf eine ganz zweckwidrige Weise fortbestehen mögen. Anstalten, die, statt für eine Nazion und deren Nutzen und Gedeihen zu wirken, dawider wirken, und die allgemeine Wohlfahrt je länger je mehr untergraben, können nur in einem Schlaraffenland beibehalten werden. — Daß Einzelne, einzelne Meßstädte und *manche Leute aus Selbstsucht* gegen die Aufhebung, oder *eigentlich* nur zeit- und nothgemäße Umwandlung der Messen in Teutschland stimmen und schreien werden, steht zu erwarten. Allein wo es dem Ganzen und dem Gesammtwohl gilt, da muß man die abscheuliche Stimme der Selbstsucht mit Verachtung überhören, und wenn sie weiter geht, gewisse Belehrungs- und Bekehrungsmittel dagegen gebrauchen. —

„Das Verbot der Waaren und Erzeugnisse Englands und seiner Töchterländer war, allem Bisherigen zufolge, eine der folgenreichsten Ideen Napoleons. Das damit verbundene Uebel war vorübergehend, die daraus entsprungene Wohlthat bleibend, wenigstens von bleibender Natur. Gewerb und Handel empfingen eine ganz neue Richtung zum Vortheil des Festlandes, und insonderheit Teutschlandes. Die bisherigen Krämer mit englischen Waaren büßten ein, aber Millionen Menschen traten endlich gewinnend an deren Stelle. Es ist unglaublich, welchen Aufschwung der Gewerbfleiß des Festlandes nur in der kurzen Dauer der Napoleonischen Beschlüsse ge-

nommen hatte. England spürt die unheilbaren Wunden davon noch heute, und ist froh, bloß diese, und nicht den Tod selbst erlitten zu haben." (M. s. diese Stelle in dem freimüthigen und trefflichen und in mehr als einer Hinsicht lehrreichen Correspondenten von und für Teutschland unter dem 19. November 1821.)

Da jedoch uns und unserm Handel auf diesem Weg schwerlich wieder geholfen werden möchte, zu geschweigen, daß auch fremde Hilfe immer bedenklich erscheint, was ist und bleibt da übrig? Nichts anders, als daß, der Wiener Congreß-Acte zufolge, alle Staaten Teutschlandes eine bessere und zweckmäßigere Verfassung mit einer aus Männern jeden Standes gebildeten Volksvertretung erhalten; — und daß dann zu einem allgemeinen Handelsverein und zu einem dem Napoleonischen ähnlichen Verbot in Betreff der ausländischen Waaren geschritten werde. — Was um des Himmels willen! können wir dafür, daß England eine ungeheuere Schuldenlast von fast einer Million Pfund Sterling gemacht, und sich dadurch in einen außerordentlichen Zustand gestürzt hat? Was können wir dafür, daß England, um die Zinsen dieser erschrecklichen Schuld zusammenzubringen, und auf der Spitze des Babylonischen Staatsthurmbaues sich zu erhalten, eine Art von Handelswuth anregen und mit seinen Waaren alle Länder der Welt heimsuchen muß? Sollen wir deßhalb Teutschland länger mit Englischen Waaren überschütten, und durch den neuen Babylonischen Staatsthurmbau uns mit zu Grund richten lassen? Warum und wozu denn? Um durchaus und schlechterdings Englands Vermessenheit mit zu büßen? Ist aber Teutschland ohne Staatseinheit und Einigkeit, zumahl in unsern Zeiten —, nicht an und für sich schon unglücklich genug? —

Der

Der Bodensee.

Unter allen schönen Gegenden Teutschlandes habe ich doch keine schöner gefunden, als die Gegend des Bodensee. Hier zeigt sich die Natur nicht nur fruchtbar, angenehm, schön, sondern auch groß und herrlich und selbst wunderbar. Nie werde ich die acht heitern Herbsttage, die ich am Bodensee zugebracht habe vergessen, und nie das angenehme Vorgefühl verlieren, das ich empfand, indem mir auf dem Berg bei Ravensburg der helle Spiegelglanz des Bodensee aus *weiter Ferne entgegenschimmerte.* — Man mag sich am Bodensee bei Lindau, bei Ueberlingen, bei Mörsburg, bei Costniz, bei der Insel Meinau, bei Montfort, — man mag sich am Bodensee befinden, wo man will, welchen zauberischen Anblick und Umblick, und welche große Aussicht in die Ferne, besonders in die östlichen Alpen der Schweiz genießt man da! Und auf dem hohen Heiligenberg, der den Naturfreund einen sehr großen Theil der gegenüber aufgethürmten Alpen erblicken läßt, so daß man bei der Pracht der auf den Schneebergen feurig wiederstrahlenden Morgen- und Abendsonne sich nicht satt sieht, und ermüdet und zeitvergessen und trunken immer von neuem, bald in die Tiefe bald in die Höhe schaut und genießt, — wie erscheint einem da der stille, reine, blinkende Bodensee mit seinen nahen und fernen Umgebungen! Entschieden als die Zierde, als die Krone der ganzen teutschen ja, der nördlicheuropäischen Naturwelt.

Umgeht man den Bodensee ganz, oder zum Theil, und bemerkt die größern und kleinern Flüße, die mit starkem Getöse über die von ihnen gemachten Steinfelder in den Bo-

densee einfallen; betrachtet die Gestalt und die große Länge des Bodensee; nimmt wahr, daß der Rhein fast der Mitte, nicht dem Ende des Bodensee wieder entfließt, daß, mit andern Worten, von dem ruhigen Ausfluß des Rhein aus dem Bodensee bis zu dessen Ende bei Ueberlingen noch weit ist; faßt das alles und die ganze Lage und Umgebung des Bodensee in's Auge, — dann, dann, erblicken wir den Bodensee in einem noch höhern, in dem höchsten Gesichtspunkt: nehmlich als eine große, weise, wunderbare Naturanstalt, bestimmt, die entsetzliche Gewalt der von den teutschen und schweizerischen Höhen in den Bodensee stürzenden und eine Menge Steine mit sich fortwälzenden Flüsse zu brechen, und sie und ihren Schutt aufzufangen, und so den außerdem unvermeidlichen Verwüstungen der herrlichen Rheingegend vorzubeugen. Mir wenigstens ist nichts gewisser, als daß das ganze gesegnete Rheinthal ohne den Bodensee eine bloße lange Wüste voll Sand und Gestein wäre, und es werden würde, falls der Bodensee verschwände, oder sich ausfüllete, und der wilde Rhein mit allen Flüssen so fortschösse, wie er zumahl bei Thauwetter, aus der Schweiz stürzt. Welch eine weise und wundersame Veranstaltung der Natur! Welche Wohlthat, welche Güte des Schöpfers, durch den langen und tiefen Wasserständer des Bodensee das größte und fruchtbarste und reichste Thal des ganzen Teutschlandes zu erhalten!

Solche Betrachtungen mochte wohl die berüchtigte Costnizer Kirchenversammlung nicht anstellen, und vielleicht gar keinen Sinn für die Werke und Offenbarungen Gottes in der Natur haben; denn sonst würde dieser Sinn und dieser herzerhebende Anblick der Bodensee-Gegend auf die versammelten Bischöffe oder Gottesge-

lehrten eingewirkt, sie mit sanften und menschlichen Gefühlen und Gesinnungen erfüllt und dieß die schändliche Hinrichtung der beiden edlen Wahrheitsbekenner, des Huß und des Hieronymus verhindert haben. Ich gestehe es offenherzig, daß der Anblick des Gebäudes, wo die Costnizer Kirchenversammlung statt fand, und die Erinnerung an die Geschichte dieser Kirchenversammlung und an die Verurtheilung und Verbrennung jener zwei heiligen Blutzeugen, — daß mich das alles sehr verstimmte, und mein Vergnügen, das ich bisher am Bodensee empfunden hatte, unterbrach. War es, dacht, ich, war es möglich, beim Anblick einer so reizenden Natur und der Wunder Gottes mit solcher Härte und Grausamkeit und Wuth gegen anders und vernünftiger denkende und lehrende Männer zu verfahren, und sie, und noch dazu wider das versprochene kaiserliche Geleite — — als Ketzer zu verdammen und zu verbrennen? Die abweichenden Meinungen dieser großen teutschen Männer betrafen nur Nebendinge; und flossen sie ja in das menschliche Wollen und Leben ein, so konnten sie nur besser, als die hergebrachten Meinungen, besser als willkührliche und schrift- und vernunftwidrige Satzungen, z. B. vom Ablaß, von der Ohrenbeichte, vom Fegfeuer — — darauf einfließen, folglich auch die Menschen selbst nur besser nicht schlimmer machen. Und deßhalb kann man in der Welt verdammt und verbrennt werden? In einer Welt, wo es recht und vernünftig hergeht, durchaus nicht; aber wohl in einem Tummelplatz voll unverträglicher und selbstgieriger Menschenthiere. — Alles Festsetzen von unveränderlichen und untrüglichen Lehren und Meinungen ist in einer vernünftigen Menschenwelt und bei deren fortwährender weitern Entwicklung und Strebung zum Bessern und Vollkommnern mehr schädlich, als nützlich. Das Denken nebst dem Wissen und Glauben und

Meinen soll frei seyn, und niemand gerichtet und verurtheilt werden, außer wer die bürgerlichen Gesetze übertritt. Wen seine Meinungen nicht zu bürgerlichen Vergehungen treiben, ist der schädlich? Wer aber in Folge seiner Meinungen zum Verbrecher wird, trifft den nicht die Strafe des Staatsgerichts? — Und welcher Vernünftige wird die Hauptwahrheiten und Hauptlehren der Menschenheit nicht heilig achten, und sich nicht immer mehr von ihrer Gewißheit zu überzeugen und sein Leben und Thun danach einzurichten suchen? Mögen nur Alle so vernünftig werden, und die Verfolgungen der anders und freier und besser Denkenden in der Christenheit 1822 nach Jesus Geburt aufhören, und kein Staat, als solcher, dergleichen Eingriffe in seine Regierung und sein ausschließliches Richteramt gestatten, und ungestraft lassen! In einem wahren und rechten Staat gibt es nur einerlei Gesetz und Gericht, nur einerlei Gesetzgebung und Regierung und alle Staatsgenossen ohne Ausnahme sind ihnen unterworfen. — — —

Doch diese und andere Gedanken geriethen bald in den Hintergrund der Seele, als ich mich von Costniz entfernte, und nach Ueberlingen wendete. Von da beging ich die ganze nördliche Seite des Bodensee bis nach Lindau, wobei mich besonders noch die vielen Gärten und Weinberge voll reifer und glücklich gediehener Früchte ergötzten. In Lindau mußte ich meiner Reise ein Ziel setzen, und mich vom Bodensee ablenken. Aber ich kam auf dem Weg nach Wangen nur langsam fort und sah zurück, so lange ich nur etwas sehen konnte, und schied endlich voll süßer Schwermuth von der Herrlichkeit und Pracht, von dem Wunder des Bodensee. Möcht' ich noch einmahl an den lieblichen Ufern des Bodensee durch ungetrübte Naturfreude mich erheitern können!

Ximenes.

Der Cardinal Ximenes war einer der größten Männer, die Spanien je hervorgebracht hat. Aus dem Stand eines gemeinen Mönchs schwang er sich durch seine vom Himmel ihm ertheilten vorzüglichen Geistesgaben und damit erworbenen Verdienste zur Bischofsmütze und zur Regentenwürde empor, und glänzte, nicht als ein handwerksmäßig gelernter und abgerichteter Staatsruderer, — sondern als ein tüchtiger Staatskenner und Staatslenker, und zugleich als der beste Bürger und Beförderer der Volkswohlfahrt. Er war's, der einst zu einem der Bücherrichter (Censoren) des berühmten Erasmus sagte: „Machet es besser, oder lasset es die machen, denen Gott die Gaben dazu verliehen hat." — Ximenes war der Mann, der das sagen konnte, indem er alles auf das beste zu machen suchte, und insonderheit als Oberbeamte und zuletzt als Regierer des Staats die Bedürfnisse des Volks möglich beachtete, und allemahl bereit war, Unglücklichen und Ueberlasteten zu helfen.

Nur in seinem Glaubens- oder Christenthums-Eifer ging der Cardinal Ximenes etwas zu weit. Er gab sich nehmlich nicht nur alle Mühe, die Mauren oder Mahomedaner in Spanien zum Christenthum zu bekehren, — wie er denn ihrer mehr als drei tausend auf einem geräumigen Platz, wo er zugleich den Koran verbrennen ließ, taufte, — sondern suchte auch die Mauren in Afrika selbst heim, und unternahm 1509 die Eroberung der Algierischen Stadt Oran. Ximenes leitete die Sache allein, und trug die ganzen Kosten des Feldzugs, indem der König Ferdinand, mit einem Krieg gegen die Venezianer beschäfftigt, keinen

Geschmack an dem Vorhaben seines ersten Regierungsgehilfen gefunden hatte. Ueberhaupt hegte Ferdinand beständig einen kleinen Groll gegen den Ximenes, der ihm wohl zu groß und zu fest und zu unbeweglich seyn mochte. Indessen hielt doch dieser feine Prinz mit der Empfindlichkeit an sich, oder vielmehr des Ximenes offenbarer Eifer für das Beste des Staats, und seine wachsamen Bemühungen bei Verwaltung der Staatsgeschäffte, verbunden mit der Sorgfalt, das Volk in Ruhe und Ueberfluß zu erhalten, das ließ die Empfindlichkeit und den Groll des Königs Ferdinand gegen den Ximenes nicht zum Ausbruch kommen. — Jetzt hingegen, als Ximenes in Afrika, und an der Spitze eines Heeres sich befand, und seinen Anschlag auf Oran glücklich verfolgte, — jetzt konnte Ferdinand den heimlichen Groll und Neid nicht länger bergen, sondern schrieb an den General des Ximenes, Peter Navarra: „Hindern Sie nur den guten Mann wieder nach Spanien zu kommen; seine Person und sein Geld müssen in diesem Krieg, so viel möglich, vollends abgenutzt werden.“ — — — *) Als jedoch Ximenes aus Afrika, wo er es, wie einst Josua in Kanaan gemacht, und sehr viele Mauren erschlagen, und die wichtige Küstenstadt Oran erobert und neu eingerichtet hatte, — als Ximenes nach solchen Thaten Spanien wieder betrat, da ging ihm der König Ferdinand an die vier Meilen aus Sevilien entgegen, und stieg ab, den Sieger zu empfangen und zu umarmen — Wie muß bei diesen äußerlichen Merkmahlen der Zuneigung der General Peter Navarra gelächelt haben! — Was für Künstler und Spieler kann doch die von unten gekommene Klugheit, die Haus- und die Staatsklugheit aus den sterblichen Menschen machen! — —

*) Noch trauriger ist es, wenn man heimlich gar zu Tod geärgert werden soll. M. s. die Vorrede meiner kurzen Vertheidigung der Philosophie wider die finstern Geister der Zeit. 1821.

Europas Pflicht, die Türken wieder nach Asien zu treiben, und Griechenland mit unserer christlichen Welt zu vereinigen.

Zum zweiten Mahl dargestellt, von J. G. Heynig. Die Stimme des Volks und der Völker für Griechenlands Sache ist Gottes Stimme! Dessau 1821 bei Schlieder Preis 10 gr.

Diese Schrift ist zwar an alle Buchhandlungen versandt, aber, meines Wissens, noch nichts öffentlich darüber gesagt worden. Und doch hat man bisher über jede Griechenlands Sache betreffende Schrift in öffentlichen Blättern mehr, oder weniger geäußert. Hab' ich denn etwa wieder mit zu vieler Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe geschrieben? Die arme Wahrheit! Die armen Vertheidiger der Wahrheit! Sie und ihre Schriften will man nur immer in den Hintergrund und in Dunkel stecken! Als daher Jemand in einem Buchladen nach der eben angezeigten Schrift fragte, so wurde gleich von Gerber's Schrift über denselben Gegenstand gesprochen, von der meinigen aber geschwiegen. Auf die Art wird man es wohl machen, und die Verbreitung der Schrift hindern wollen. Doch mache man in Betreff dieser, und jeder meiner Schriften, was man will und soll! — Mir blutet das Herz bei

dem Schicksal der Griechen. Daher habe ich so freimüthig geschrieben. Möge nur meine Schrift zur Linderung und zur Verbesserung des Schicksals der Griechen etwas beitragen!

Es scheint mir jedoch, als ob entweder die Griechen nicht die rechten Männer an ihrer Spitze hätten, oder als ob die Griechen nicht recht einig wären. Ohne das eine und das andere, und ohne daß die Griechen vorzüglich ihre Seemacht und Schifffahrt und Handlung zu heben, und zu diesem Behuf ungesäumt ganz Morea in die Gewalt zu bringen suchen, und hier befestigt, gen Livadien und Epiros und gen Kandia und die andern nächsten griechischen Inseln fortstreben, — ohndieß, und ohne sich und das Ihrige gern und willig dem Ziel der Wiedererringung des verlornen Vaterlandes unterzuordnen, ohne dieß würden die Griechen nicht weit kommen, und vergeblich so große und herrliche Opfer verschwenden.

Den vereinigten Niederländern, als sie sich von Spanien frei und unabhängig machten, müssen die Griechen nachahmen. Die Niederländer waren Unterthanen des Dämon des Mittags *) dessen Herrschaft in allen vier Welttheilen verehrt wurde, und der über die Reichthümer Ost- und West-Indiens gebieten konnte. Wider einen so mächtigen und fürchterlichen Feind erstritten sieben nur kleine Landschaften ihre geistliche und leibliche Freiheit, die Phillips II. Glaubenseifer und Begierde nach einer willkührlichen Gewalt unterdrücken wollte. Der Anfang des neuen Staats war schwach und klein, der Fortgang überaus schnell und groß. In nicht sehr vielen Jahren

*) So nannte man Philipp II. weil er von Spanien aus alle Europäische Reiche in Verwirrung brachte.

Jahren war der Niederländische Staat schon vermögend, sich nicht allein gegen die ganze Spanische Macht zu vertheidigen, sondern sie auch zu Wasser und zu Land in und außer Europa anzugreifen. Die Liebe des Vaterlandes, und der Eifer für die Freiheit und für den bessern Glauben wirkten bey diesen Völkerschaften den unerschrokkenen Muth, womit sie sich der in eine Tyrannei ausgearteten Spanischen Herrschaft widersetzten. Aber dieß reichte nicht hin einen großen und langwierigen Krieg zu führen. Hierzu war die Spannader des Krieges, das Geld nöthig. Dieses half den Niederländern ihr arbeitsamer Fleiß, in allen nützlichen Künsten und Handwerken, ihre *sparsame Lebensart, und* vornehmlich ihre Schifffahrt und *Handlung* erwerben. Der Krieg, der sonst der Zerstörer des Handels ist, war dem Niederländischen Handel nicht nachtheilig, und Philipp II. konnte ihn nicht selbst nach Spanien und Portugal nicht unterbrechen. Solchermassen verschafften sich die freiheitseifrigen Niederländer von ihren Feinden sogar die Mittel, wider dieselben die Waffen zu führen, und, statt zu verlieren, gewannen sie durch die Handelschaft im Krieg, und wurden am Ende wider alles Vermuthen nicht nur frei und unabhängig, sondern auch reich, wurden eine der größesten Europäischen Mächte, und mehrmahls, was höchst merkwürdig ist, die Beschützer derjenigen Krone, deren Herrschaft sie vorher erkannt hatten. — So müssen es die Griechen machen! Den Holländern und Seeländern müssen sie es nachthun! Aber, aber die Engländer! — Es ist freilich ein sehr schlimmer Umstand, daß die Engländer auf den Jonischen Inseln, wo gerade die ersten Sitze der neuen Griechischen Freiheit seyn sollten, — sich festgesetzt haben; werden jedoch die Engländer den allge-

meinen Fluch und Haß der Christen- und Menschenheit auf sich laden, und den Griechen heimlich, oder gar öffentlich entgegen arbeiten wollen? Sollten die Engländer wider die Christen- und Menschenheit seyn, wenn auch die Griechen an dem Levantischen Handel, der ihnen von Gottes und Rechts wegen gebührt, einigen Antheil nähmen? Verlangen die Engländer durchaus den ganzen Handel der Welt für sich?

Es ist traurig, daß man so etwas sagen muß! Es ist traurig, daß man die Griechen nicht nur nicht unterstützt, sondern auch in ihrem durch tausend Ursachen veranlaßten Vorhaben stört! Es ist traurig, daß die Griechen keine sichere Aussicht auf die Hilfe der christlichen Staaten haben, und daß man sie Barbaren Preis gibt! — Bei der unendlichen Staatsklugheit und Staatsbeobachtungskunst Europas, was können da die Griechen erwarten? Bei den Zögerungen und bei den Merkmahlen, daß man nichts thun will, — und bei den vielleicht bald deutlicher werdenden Aeußerungen, daß man nichts thun kann, — und bei den damit zusammenhängenden Strebungen, die Türken und die türkische Macht größer und bedeutender darzustellen, als sie in der That sind, — und bei den Vorgebungen, daß die Besiegung der Türken und aller ihrer Länder vierzig Jahre erfordern möchte, — da man doch nur die Türken aus Europa vertrieben sehen will, und dieß auch ohne die Eifersucht der Europäischen Staaten auf einander sich leicht bewirken ließe, und längst bewirkt worden wäre, — was haben da die armen Griechen von dem christlichen Europa zu erhoffen? — Man bemäntelt sogar die innere Schwäche und Gesunkenheit des türkischen Reichs, die man doch sonst wohl gekannt, und auch benutzt hat, indem man durch Be-

drohen und Furchtmachen, durch Hinweisen auf Schwert und Krieg in Constantinopel alles, alle Friedensbedingungen und andere Dinge, die man nach Gefallen verlangte, leicht erzwang, — was können da die Griechen von Europa sich versprechen? Wenig, oder nichts; desto mehr hingegen von ihrer eigenen Kraft und Anstrengung und Ausdauer. Darauf und auf ihre gerechte Sache und auf Gott müssen die Griechen bauen, zumahl da man hier und da immer weiter von der Griechischen Sache und deren Beförderung sich abneigt, und Winke und Verordnungen gibt, „keine Partei gegen die Türkei zu nehmen, und in Schriften, die gedruckt werden sollen, keine solche Parteinahme zu gestatten." Ist dieß *möglich*? Was! den Griechen, **unsern höchst bedrängten Mitchristen**, soll man nicht einmahl das Wort nehmen? Da müßten die Steine schreien. — Soll man sich unglücklicher Menschen, die von Räubern und Mördern angefallen werden, nicht durch Wort und That annehmen? Soll man für edle und freimüthige Männer und Wahrheitslehrer, die man von schwarzen Heuchlern, oder von ehrgeitzigen Staatsruderern durch List und Gewalt unterdrückt sieht, nicht reden und wirken? Soll man Familien, die wider Verschulden in Noth und Elend gerathen; soll man Familien und ganze Gemeinden, die um des bessern Glaubens willen bedrückt, oder vertrieben werden, nicht hilfreiche Hand leisten? Soll man Völkern, die von andern Nazionen eroberungssüchtig überfallen und gemißhandelt und untertreten, und ihrer bürgerlichen und menschlichen Rechte und Freiheiten beraubt werden, nicht auf alle Art und Weise beistehen? Soll man nicht Partei für Recht und Menschlichkeit gegen Unrecht und Tyrannei und Barbarei nehmen? Soll man nicht dawider reden und schreiben und wirken,

wenn z. B. alle Protestanten in Frankreich, oder alle Katholiken in einem teutschen Land gewaltsam bekehrt und zu Grund gerichtet würden? Haben Sie diese Leute gekannt? sagte der Churfürst von der Pfalz, Friedrich der Dritte, zu dem nachmahligen König von Frankreich, Heinrich III. der ihn besuchte, und den der Churfürst auf einem Saal empfing, wo die Pariser Bluthochzeit mit allen abscheulichen Umständen abgemahlt war, — haben Sie diese Leute gekannt? sagte der Churfürst zu Heinrich, erwähltem König von Polen, als ihm dieses verruchte Mordspiel in die Augen fiel. Heinrich konnte nicht Nein dazu sagen. „Ach! fuhr Friedrich fort, diese unglücklichen zu Paris so grausam ermordeten Leute, waren rechtschaffene Leute; ihre Mörder aber sind Verräther und Bösewichter!“ Wehe dem, der es anders macht, der nicht für Recht und Menschlichkeit gegen Tyrannei und Grausamkeit entschieden Partei nimmt! Ist der ein Mensch, der bei der Unterdrückung und Zugrundrichtung Einzelner, oder ganzer Völker parteilos und gleichgültig und kalt bleibt? Wehe denen, die kein menschliches Gefühl und Mitgefühl und Mitleiden, die keine Menschen, sondern Thiere und Maschinen haben wollen! Wehe denen, die da schrecklich sagen: ein Jeder für sich, und Gott für Alle! Völker, wo ein jeder für sich ist, sind nicht nur keine Völker, sind eingepferchte Thierhorden, sondern Gott ist auch nicht für sie, und war nie für solche verderbte Völker, desto mehr aber für Völker, wo es hieß: Einer für Alle, und Alle, für Einen — und wo man an dem Unrecht und Unglück, das nahe und fern vorfiel, mitbürgerlich und mitmenschlich Theil nahm.

Schließlich muß der Verfasser noch erinnern, daß man ihn nicht mit dem D Heinichen verwechseln möge. Wer dieser D Heinichen ist? Bald soll der bekannte

Dr. Bergk zu Leipzig, bald ein Oesterreichischer Gelehrter es seyn. — Man kann jedoch alle Oesterreichischen Schriftsteller aufrufen, und es wird sich keiner finden, der unter dem Namen Dr. Heinichen mit dem Dr. Bergk den Europäischen Aufseher und die andern Schriften, worauf Dr. Heinichen steht, — herausgibt. — Wer ist also der Dr. Heinichen? Will die teutsche lesende und gebildete Welt dieß niemahls wissen wollen, obgleich in unsern Zeiten so sehr viel darauf ankommt: von wem etwas gesagt und geschrieben wird? Schon aus Achtung gegen mich sollte man in Teutschland endlich einmahl mit Ernst und Nachdruck nach dem Dr. Heinichen fragen, und es wiederholen, bis die höchst sonderbare Erscheinung sich aufklärt oder verschwindet. Beständig werde ich mit dem Dr. Heinichen verwechselt, und Viele halten mich durchaus für den Mitschreiber des Europäischen Aufsehers. Dieß ist auch sehr natürlich. Gäbe es z. B. einen bekannten Gelehrten und Schriftsteller Franz; und es träte aufeinmahl Einer mit Namen Frantzen neben ihm auf, würde man nicht diese beiden Schriftsteller und ihre Schriften miteinander vermengen, und für einerlei halten, und die Unterzeichnung von Frantzen bloß für die Biegung des Namens Franz nehmen, überhaupt glauben, daß Franz aus mancherlei Ursachen seinen Namen hier und da ein wenig verändere? Will man dieß etwa in Betreff meiner und meiner Schriften bewirken? Und erschien nicht neulich gleich hinter meiner Schrift: Europas Pflicht ꝛc. eine Schrift vom Dr. Heinichen über Napoleon? — Und standen nicht einst, als ich mich zu Mannheim aufhielt, einige Aufsätze im Europäischen Aufseher mit Dr. Heynig unterzeichnet, ob ich gleich nie einigen Antheil an diesem Blatt hatte? —

— Und kann ich vergessen, was vor mehren Jahren ein gewisser Herr von A... aus Leipzig gegen mich äußerte: Wir haben in Leipzig auch einen Dr. Heinich! — — Aber warum will man denn in Leipzig durchaus einen Dr. Heinich, wenn auch nur auf dem Papier und auf Titelblättern haben? Weil ich da, von Gottes und Rechts und Staats wegen Lehrer der Philosophie, oder der Moral seyn sollte? Oder sollte ich nicht verdienen, angestellt zu seyn, und meine einfache und klare und deutliche, meine auf der Vernunft und dem menschlichen Geist und Gott beruhende Philosophie öffentlich zu lehren? — Gott weiß, was alles unter der Erscheinung des Dr. Heinichen verborgen, und verborgen bezweckt ist! — — Doch das mag seyn! Ich meines Theils bin gezwungen, bei allem, was ich noch herausgeben könnte, mich auf diese und jede Art möglichst zu verwahren, daß ich nicht der Leipziger Dr. Heinichen bin, und nie gewesen bin, und nie seyn werde. Aber, wie gesagt, will denn die teutsche Lesewelt dieser Sache und dieser Namen- und Schriftenvermengung durch ernstliches Fragen nach dem Dr. Heinichen kein Ende machen? Und wird der Dr. Heinichen der teutschen gebildeten Lesewelt, der er alles, oder doch den Absatz seiner Schriften verdankt, sich nicht zu erkennen geben? —

Sollte es wohl Männern meiner Art unter andern Nazionen auch nicht besser ergehen, als es mir in Teutschland ergeht, und schon ergangen ist? Wie hart, — wie hart und ungerecht ist es mir aber schon ergangen! Mag mein Schicksal besser werden, und den Teutschen bei der Mit- und Nachwelt Ehre machen! Gedrückt vom Schicksal und vom schweren Beruf, die Wahrheit zu lehren, wäre es mir fast lieber, wenn ich nicht wüßte, was ich weiß, wenn ich

den Gang und Stand mit dem dadurch deutlich bezeichneten Fortgang der Dinge nicht kennete, und nichts zu schreiben vermöchte. Wo ist denn Tröstliches? Wo ist Rechtes und Glückliches? Und was soll werden, wo dieses nicht ist und wird? Und wo lenkt man dazu ein, wo lenkt man recht ein, und fährt auf dem rechten Weg fort? Falsch und verkehrt lenkt man ein, und dreht sich rückwärts und will rückwärts, aber darüber und dadurch werden die Regungen des Vaterlandes und der fortgeschrittenen Vernunft verwirrt, und erdrückt, und — — — — — — —

Verbesserungen.

S. 11 Z. 14 l. um st. und

S. 15 Z. 16 l. die st. der

S. 18 Z. 10 und Z. 30 l. dolmetschen st. dollmetschen

S. 36. Z. 30 und 31 l. natürlich gegründet liegen? st. den natürlichen Grund haben?

S. 38 Z. 4 l. und wie ich hinzusetze, jeder vernünftige und denkende Mensch das ꝛc. st. wie ich jeder vernünftige denkende Mensch hinzusetze. ꝛc.

S. 41 Z. 6. l. wiederfahren st. widerfahren.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob,

Der teutsche Sokrates aus dem Voigtland in einzelnen Mittheilungen an alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu tuhn ist
Bd.: 1

S.l. (1822)

Var. 369 h-1/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135782-2